

# ZWISCHEN GOLD UND KLIMAWANDEL

REPORTAGEN AUS DEM PERUANISCHEN REGENWALD



# Vorwort

Unter großer öffentlicher Aufmerksamkeit fand im Oktober 2019 die Amazonas-Synode "Amazonien – neue Wege für die Kirche und eine ganzheitliche Ökologie" der katholischen Kirche in Rom statt. Bischöfe, Ordensvertreter\*innen und Vertreter\*innen der indigenen Völker diskutierten über die Folgen von Monokulturen und der Ausbeutung von Rohstoffvorkommen und über seelsorgerische Probleme in einem riesigen und schwer zugänglichen Gebiet.

Auch wir haben die Diskussionen und Ergebnisse der Amazonas-Synode mit Interesse verfolgt. Schließlich spielen die Rechte der indigenen Bevölkerung und die Ausbeutung von Mensch und Natur im Amazonasgebiet in unserer Arbeit eine zentrale Rolle. So stellten wir uns Anfang des Jahres die Frage, wie wir als kleine nichtkirchliche Organisation einen solidarisch-kritischen Beitrag zu den Diskussionen und zu einer breiten Öffentlichkeit leisten können.

Und kamen zu dem Schluss, verschiedene Bewohner\*innen Amazoniens selbst zu Wort kommen zu lassen. Hildegard Willer, freie Journalistin in Lima, reiste nach Madre de Dios, nach Saramiriza (Loreto) und nach Puerto Bermúdez (Pasco). Gefunden hat sie Geschichten vom reichen Wissen der indigenen Bevölkerung, von Kämpfen gegen Ausbeutung und Umweltzerstörung und von Mut machenden Alternativen. Daraus entstanden sieben Reportagen, die wir in loser Reihenfolge in unserem Newsletter InfoPeru veröffentlichten und nun in dieser Broschüre zusammengestellt haben. Zusätzlich haben wir zwei früher entstandene Reportagen aufgenommen.

Die Berichterstattung über die Amazonas-Synode in Deutschland war sehr durch die Diskussionen über den Priesterzölibat geprägt. Mit den Reportagen hat die Infostelle den Fokus auf die sozialökologischen Themen gelegt, die eine ebenso wichtige Rolle auf der Synode gespielt haben.

„Gemeinsam mit den Völkern Amazoniens und ihrer Vision vom ‚Guten Leben‘ rufen wir zu einer individuellen und gesellschaftlichen ökologischen Umkehr auf, die sich an der ganzheitlichen Ökologie orientiert und ein Entwicklungsmodell wahrt, in dem Umweltkriterien und Menschenrechten Vorrang vor Handelskriterien haben. Wir wollen eintreten für

eine Kultur des Friedens und des Respekts – statt der Gewalt und des Missbrauchs - und für eine Wirtschaft, deren Mitte der Mensch ist, welcher die Natur bewahrt. Daher schlagen wir vor, zusammen mit den Gemeinschaften Alternativen für eine ganzheitliche ökologische Entwicklung zu schaffen, und zwar auf der Basis ihres Weltverständnisses, das von der Weisheit ihrer Ahnen durchdrungen ist.“

(Schlussdokument – Sonderversammlung der Bischofssynode für das Amazonasgebiet, S. 46)

Diese Anliegen der Synode bekommen in den Amazonas-Reportagen ein Gesicht. Wir danken Hildegard Willer dafür, dass sie für die Infostelle die – manchmal sehr beschwerlichen – Reisen gemacht und daraus so lebendige und spannende Reportagen geschrieben hat. Wir danken Caritas international und dem Referat Weltkirche der Erzdiözese Freiburg, dass sie mit ihrer finanziellen Unterstützung die Reisen und Reportagen ermöglicht haben. Und wir danken Brot für die Welt für die Finanzierung dieser Broschüre.

Den Leser\*innen wünschen wir eine spannende und erkenntnisreiche Lektüre.

Freiburg im Februar 2020

**Annette Brox**  
**Geschäftsführerin Informationsstelle Peru e.V**

# Inhaltsverzeichnis

## **4 Papa, warum erzählst Du mir nicht Dein Leben?**

Sontone Sueyo ist einer der letzten lebenden Harakmbut, der sich an die Zeit vor der Invasion der weißen Missionare erinnert. Sein Sohn Hector hat seine Geschichte aufgeschrieben.

## **6 Wenn es im Regenwald pechschwarz wird**

Im peruanischen Regenwald kommt es immer wieder zu Lecks in einer alten Pipeline. Wer und was steckt dahinter?

## **9 Operation „Quecksilber“ gegen illegale Goldschürfer: was bringt es?**

Es ist einfach, mit einem Militäreinsatz illegale Goldgräber zu vertreiben. Schwieriger ist es, zu verhindern, dass sie zurückkommen.

## **11 Das Gold an den Bäumen**

Alejandra Mamani aus Madre de Dios will vom Goldschürfen nichts wissen. Sie setzt auf Kakao.

## **14 Mit Drohnen und Liedern den Wald retten**

Für die Dorfgemeinschaft Nuevo Saposoa sind die Anwendung moderner Technologie und ein Leben im Einklang mit Natur und Tradition kein Widerspruch.

## **18 Eine selbstbewusste Frau an der Amazonas-Synode**

Yesica Patiachi war eine der wenigen indigenen Frauen an der Amazonas-Synode. Zwei Jahre zuvor hatten sie Papst Franziskus in ihrer Heimat Madre de Dios begrüßt.

## **20 „Wir sind nicht der Paradiesgarten für die Erste Welt“**

Bischof David Martínez de Aguirre ist ein glühender Verteidiger der indigenen Völker.

## **22 Ein Lied und eine Liane statt Skalpell und Stethoskop**

Die Regenwald-Liane Ayahuasca verspricht zivilisationsmüden Westler\*innen Erkenntnis und Heilung. Die Hauptstadt des weltweiten Ayahuasca-Booms ist die peruanische Stadt Iquitos.

## **26 „Ich habe einfach die Kraft, das zu tun“**

Im peruanischen Regenwald ist das fromme polnische Mädchen Dominika Szkatula zur feministischen Rebellin innerhalb ihrer Kirche geworden.

## **28 Paranüsse: das andere Gold**

Madre de Dios ist weltweit für seine Paranüsse bekannt.

## **30 Zum Fischen an den Azupizu**

Fischer vom Volk der Asháninka werden zu Bürgerwissenschaftlern.

Hector Sueyo und  
sein Vater Antonio  
"Sontone"



## Papa, warum erzählst Du mir nicht Dein Leben?

Sontone Sueyo ist einer der letzten lebenden Harakmbut, der sich an die Zeit vor der Invasion der weißen Missionare erinnert. Sein Sohn Hector hat seine Geschichte aufgeschrieben.

**W**enn Sontone Sueyo von seiner Jugend erzählt, gewinnt seine brüchige Stimme auf einmal an Kraft, wie wenn die Erinnerung an die weit zurückliegende Jugend neue Energien verleiht. Das schlechte Gehör, das mangelnde Gedächtnis, die Schmerzen in allen Knochen, wenn sich der über 80-jährige mühsam bewegt: all das scheint wie weggeblasen, wenn Sontone Sueyo, seines Zeichens ein großer Jäger seines Volkes, sich an das große Fest erinnert, mit dem er und andere junge Jäger der Harakmbut in die Gemeinschaft aufgenommen worden sind. „Die ganze Nacht haben wir gesungen“. Der alte Mann stimmt eine Melodie an, die er damals eigens für seinen Initiationsritus gelernt hatte. 26 Tapire hat Sontone mit seinem Pfeil und Bogen erlegt im Laufe seines langen Lebens, „einmal drei mit einem einzigen Pfeil“. Daneben auch Affen – die besonders schwer zu jagen sind –, unzählige Hokku-Hühner, Papageien, Wildschweine, Ameisenbären und den einen oder anderen Jaguar.

Sontone Sueyo, der Weise seines Volkes, sitzt auf einem Holzschemel auf der breiten Veranda im Dorf „Boca de Inambari“, da wo der Fluss Inambari in den „Madre de Dios“ mündet, der der gleichnamigen Amazonas-Provinz in Peru den Namen gegeben hat. Ein tropischer Regenfall trommelt auf das Blechdach, während Sontone sich an die ersten Begegnungen mit den spanischen Missionaren erinnert. „Brrrrrr“,

macht er das Geräusch des Flugzeugs nach, das ihn als Jugendlichen zuerst erschreckte und dann erfreute. Denn aus dem Krach machenden metallenen Vogel fielen Beutel mit allen möglichen Dingen, die ihnen fremd waren: Ketten, Kleider, Kekse, Streichhölzer, Messer. „Die Kleider warfen wir schnell weg“, erinnert sich Sontone, „aber die Messer und Macheten waren uns überaus nützlich“. Das Flugzeug war nur die Ankündigung: später kam der spanische Missionar selber, in Begleitung einheimischer Dolmetscher, und nach einigen anfänglichen Scharmützeln überzeugte er die Harakmbut, nach und nach ihr Nomadenleben aufzugeben und sich auf seiner Missionsstation niederzulassen. Dort wurde Sontone Sueyo zu Antonio Sueyo.

„Die Missionare hatten zwei Strategien“, übersetzt Sohn Hector Sueyo. „Sie lockten uns mit nützlichen Geschenken und schossen mit ihren Gewehren auch oft in die Luft oder trafen absichtlich daneben, um die verletzten Indigenen mitnehmen zu können.“

Hector Sueyos Einstellung zur spanischen Dominikaner-Mission ist heute wohlwollend kritisch: „Dass sie uns Gesundheitsversorgung und Bildung gegeben haben, ist schon gut. Aber der Unterricht war nur in Spanisch, viele haben ihre eigene Sprache verloren. Es galt nur die westliche Kultur.“

Hector Sueyo, 51 Jahre alt, mit einer eckigen Brille auf dem breiten Gesicht, ist das einzige lebende Kind seines

Vaters. „Pakari, die alte weise Frau unseres Volkes, blies ihm auf die Knie, damit er stark und groß wird, wie wir Harakmbut es sind“, erzählt Vater Sontone. Der Segen hat gewirkt. Hector Sueyo ist ein großer, kräftiger Mann, dem man ohne weiteres zutraut, dass er tagelang im Wald auf Jagd gehen kann. Er wurde 1968 auf der Missionsstation Shintuya geboren. Dank eines Stipendiums der Indigenen-Föderation Fenamad konnte er zuerst die Sekundarschule besuchen und danach in Lima Soziologie studieren. Hector Sueyo ist heute in beiden Welten zu Hause: in der spanisch-sprechenden Großstadt ebenso wie im 140 Seelen zählenden Boca de Inambari, wo er jedes Wochenende seinen Vater besucht und mit ihm in Harakmbut spricht.

### **Geschichtsschreiber aus de eigenen Volk**

Hector Sueyo ist der erste Harakmbut, der die Lebensgeschichte seines Volkes aufschreibt. Bisher war dies ausländischen Ethnologen vorbehalten oder auch peruanischen Wissenschaftlern aus der fernen Hauptstadt. „Oft konnten die gerade mal ein paar Worte unserer Sprache und haben ganz viel rein interpretiert“, kritisiert Hector Sueyo. „Aber warum sollte ich nicht selber die Geschichte meines Vaters aufschreiben“, fragte er sich und seinen Vater: „Papa, warum erzählst du mir nicht Dein Leben?“

Herausgekommen ist ein einzigartiges Buch: „Soy Sontone. Memorias de una vida en aislamiento.“ Möglich wurde es nur, weil Hector Sueyo in einer anderen Gegend Perus arbeitete und sein Vater ihn dort für mehrere Monate besuchte. Dort hat er seinen Vater immer wieder „in kleinen Häppchen“ gefragt, erzählen lassen und hat das Gesagte aufgezeichnet. „Es war ein langer Prozess, denn die Erzählung meines Vaters ist nicht immer stringent, er wiederholt sich oft

## **„VIELE GLAUBTEN, DASS WIR VOR DEM KONTAKT MIT DEN WEISSEN WIE WILDE TIERE GELEBT HÄTTEN“**

oder er wird müde.“ Und äußerst anspruchsvoll für den Verfasser, der das in Harakmbut gesprochene Wort ins Spanische verschriftlichte. „Viele glaubten, dass wir vor dem Kontakt mit den Weißen wie wilde Tiere gelebt hätten, aber als ich die Geschichte meines Vaters hörte, lernte ich ,wie beispielhaft dieses Leben im Wald auch für unser heutiges Leben sein kann.“

Heute erfährt die Kultur und die Sprache der indigenen Völker mehr Aufmerksamkeit. Es gibt –endlich– zweisprachige staatliche Schulen. Und mehr junge Harakmbut, die die Sekundarschule besuchen oder sogar die Universität.

Auf dem Rückweg aus Boca Inambari macht Hector Sueyo Halt bei den Nachbarn seines Vaters, Carlos und seinem Bruder. Die beiden alten Männer sitzen unter dem Blechdach vor ihrem Holzhaus und schauen, wer den Dorfweg entlang kommt. Hector Sueyo grüsst und nimmt Platz auf ihrer Veranda. Der rund 70-jährige Carlos ist gerade dabei, mit der Machete eine Kürbisfrucht auszuhöhlen, sein noch älterer Bruder sitzt in einem Rollstuhl daneben. Sofort beginnt eine lebhaft Konversation in Harakmbut zwischen den Dreien. „Bitte keine Fotos oder Aufnahmen“, sagt Hector Sueyo. „Sie haben schon zu viele Ethnologen und Journalisten hier gesehen.“ Irgendwann kommen sie bei ihrem Gespräch auf ihre Jugenderinnerungen. Welche Tiere sie wann und wo gejagt haben. Wie zum Beweis holt Carlos, der jüngere der beiden Brüder, seinen Pfeil und Bogen heraus, legt eine Kakaofrucht auf einen Stuhl, tritt fünf Meter zurück, spannt – und trifft die Kakaofrucht mitten ins Herz.

Hector Sueyo wünscht, dass mehr junge Harakmbut, die Geschichte ihrer Eltern und Großeltern aufschreiben. „Denn die alten Weisen unseres Volkes sterben und nehmen ihre Erinnerungen mit ins Grab.“ ■



**Auch Hector Sueyo hat noch gelernt, mit Pfeil und Bogen zu jagen.**

# Wenn es im Regenwald pechschwarz wird

Im peruanischen Regenwald kommt es immer wieder zu Lecks in einer alten Pipeline. Wer und was steckt dahinter?

**A**ls Holguín Macedo an jenem 18. Juni zum Fischen ging, sah er, dass eine schwarze, zähflüssige Brühe das Wasser bedeckte, in dem er sein Netz auswerfen wollte. Schnell lief er zurück ins Dorf und schlug Alarm. Die Männer des Dorfes eilten an die Stelle, wo eine Erdöl-Pipeline auf ihrem Gemeindegebiet verläuft und sahen bestätigt, was sie vermutet hatten: Die Pipeline war leck geschlagen. Erdöl war ausgelaufen und bedrohte nun den nahen Bach, aus dem sich Nuevo Progreso mit Wasser versorgt. Die Frauen stellten ihre größten Kochtöpfe ins Freie, um jeden Tropfen Regenwasser aufzufangen. Das Wasser zum Trinken, Kochen und Waschen, das würde nun sehr knapp werden. „Wir können das Wasser nicht mehr zum Kochen und Trinken benutzen und die Fische sind auch verseucht“, klagt Yolanda Unkuncham, eine 58-jährige Dorfbewohnerin.

\*\*\*

Seit 42 Jahren transportiert eine Pipeline Erdöl aus dem Herzen des peruanischen Amazonasgebietes an die 1000 Kilometer weiter westlich gelegene Pazifikküste. Genauso lange ist auch die Geschichte ihrer Lecks.

108-mal sei seitdem Erdöl ausgetreten, vermeldet die Webseite der staatlichen Pipeline-Betreiberin Petroperu. In den letzten fünf Jahren sei es zu 49 Zwischenfällen gekommen, allerdings sei über die Hälfte nicht auf natürliche Ursachen zurückzuführen. Saboteure seien am Werk gewesen, hätten die Pipeline mutwillig zerstört. 29 Mal allein in den letzten fünf Jahren. Auch das neue Leck in Nuevo Progreso sei von Dritten herbeigeführt worden, behauptete Petroperu.

„Keines meiner Kinder hat die Pipeline angerührt“, reagiert Yolanda Unkuncham erbost auf die Anschuldigungen von Petroperu. „Das ist nur, weil sie so alt und verrostet ist, und Petroperu sich nicht um die Instandhaltung kümmert.“ Häuptling „Apu“ Sabino Escalante, ein drahtiger kleiner Mann mit wachen Augen pflichtet ihr bei. „Aus unserem Dorf war das niemand. Im Gegenteil, wir sind ja die ersten Geschädigten.“

Die 164 Einwohner von Nuevo Progreso gehören dem Volk der Awajún an und leben von dem, was der Fluss ihnen an Wasser und Getieren gibt. Andererseits haben sie außer Natur nichts: kein aufbereitetes Trinkwasser, die nächste befahrbare Straße erreicht man erst, wenn man eine Stunde durch Schlamm



**Erdöl fließt in den Bach, aus dem die Bewohner von Nuevo Progreso ihr Wasser holen.**

Vertreter verschiedener Indigenen-Verbände besetzen die Erdöl-Pumpstation Nr 6, um von der Regierung Entschädigung zu fordern.



gewatet und auf Baumstämmen über Flüsse balanciert ist. Handys kann man in Nuevo Progreso nur zum Fotografieren benutzen, weil es kein Netz gibt, und die weit abgelegenen kleinen Felder werfen gerade etwas Yuca und Bananen für den Eigenverbrauch ab. Wenn man nicht nur eintöniges Essen und ein Dach über dem Kopf, sondern auch Geld braucht: dann ist man in Nuevo Progreso wirklich arm dran. In Nuevo Progreso leben die Awajún noch in weiten Teilen so, wie sie vor der Ankunft der Spanier im Land gelebt haben. Gerade mal eine Grundschule zeugt davon, dass es so etwas wie einen peruanischen Staat gibt. Vom Fortschritt, den der Ortsname vollmundig ankündigt (Nuevo Progreso heißt auf deutsch "Neuer Fortschritt") ist in Nuevo Progreso nichts zu spüren.

\*\*\*

Wenn Nuevo Progreso in Kolumbien liegen würde, dann würde hinter der Sabotage wahrscheinlich eine Guerrilla-Gruppe stecken, die damit die Macht des Zentralstaates angreifen will. In anderen Teilen Perus kommt es auch zu Sabotage, weil Erdöl abgezapft wird, um es weiterzuverkaufen. Aber im unzugänglichen Regenwald könnte man das so gestohlene Öl gar nicht abtransportieren. Warum also sollte jemand in Nuevo Progreso mutwillig die Pipeline zerstören und damit die eigene Existenzgrundlage schädigen?

Für Beatriz Alva Hart, bei Petroperu für soziale Unternehmensverantwortung zuständig, ist die Sache klar. „Die Indígenas selber zerstören die Pipeline, um nachher einen Job bei der Sanierung zu bekommen.“ Denn die Jobs in der Reinigung und Sanierung von Pipeline-Austritten sind begehrt, seit bei einem Pipeline-Unfall vor 5 Jahren erstmals 150 Soles (rund 40 Euro, das Dreifache eines normalen Tageslohns) für

die Arbeiter angeboten wurde. „Sie gaben uns weiße Schutzanzüge und Handschuhe, dann mussten wir ins Wasser steigen und eimerweise das Erdöl heraustragen“, erinnert sich Juan José Huinapi im nahen Saramiriza, als er vor drei Jahren mehrere Monate in der Sanierung eines Lecks arbeitete. „Eine harte Arbeit, aber solch einen gut bezahlten Job habe ich danach nicht mehr gefunden.“ Heute, so sagt er, würden angebliche Mittelsmänner bis zu 500 Soles (130 Euro) Schmiergeld kassieren, mit dem Versprechen auf einen der begehrten Jobs. Dennoch hält er es für unmöglich, dass die Anwohner selbst die Pipeline schädigen könnten. „Vor meinem Haus am Fluss ist der ganze Sand bereits voller Erdölschlieren, das kann ich mir doch nicht selber antun wollen.“

\*\*\*

Im Dorf Nuevo Progreso warten die Menschen derweil auf die Fachleute von Petroperu und der Staatsanwaltschaft. Das Misstrauen zwischen dem Dorf und der staatlichen Petroperu ist gross. „Wir wollen dabei sein, wenn Petroperu und der Staatsanwalt die Pipeline aus dem Wasser heben und den Grund für das Leck feststellen“, sagt Apu Sabino Escalanta selbstbewusst. „Wir fordern, dass der Premierminister kommt, und mit uns verhandelt.“ Und: „Wir sind jetzt auch dran mit Jobs.“ Dass eine staatliche Pipeline auf ihrem Gelände Schaden anrichtet, gibt ihnen Hoffnung, von den Regierungsstellen endlich gehört zu werden. Aber genau daraus könnte dieses Mal nichts werden. Beatriz Alva Hart stellt die neue Strategie von Petroperu vor, die auf eine Form der Kollektivbestrafung setzt: „Wenn der Schaden durch Sabotage Dritter entstanden ist, dann stellen wir keine Arbeiter aus der nächsten Siedlung an und versorgen die Gemeinden auch nicht

mit unserer Notfallausrüstung“. Mit dieser Politik der harten Hand, habe sich die Zahl der Sabotageakte bereits verringert. Wenn bei der Ortserkundung Sabotage als Grund für das Leck festgestellt wird, dann würde es also nichts werden mit den Jobs in Nuevo Progreso.

Dabei stehen die Indigenen-Gemeinschaften mit ihren Hilfsjobs am unteren Ende der Kette derjenigen, die von einem Erdölunfall profitieren. Wer vor allem davon profitiert, hat 2017 eine parlamentarische Untersuchungskommission herausgefunden. In ihrem 388 Seiten langen Schlussbericht steht, wie nachlässig Petroperu die Wartung der Pipeline war und wie kleine lokale Firmen mit einem Startkapital von wenigen Tausend Dollar auf einmal Millionenaufträge von Petroperu bekamen, um die vom Erdöl verseuchten Gewässer und Gelände zu sanieren. Es steht der Verdacht im Raum, dass ehemalige Angestellte von Petroperu hinter den neuen Sanierungsfirmen steckten. „Das sind Subunternehmer gewesen, auf die wir keinen Einfluss hatten“, verteidigt sich Beatriz Alva Hart. Inzwischen würden nur mehr renommierte Firmen nach einem Bietungsverfahren an die Sanierungsaufträge kommen.

Aber selbst der Präsident von Petroperu, Carlos Paredes, gibt zu, dass die Institution ein Problem mit interner Korruption hat. Der anerkannte Finanzfachmann ist erst seit wenigen Monaten im Amt und es fällt ihm nicht leicht, das marode Staatsunternehmen zu verteidigen.

Denn wenn es allein nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten ginge, wäre im peruanischen Amazonasgebiet nie Erdöl gefördert worden. Geopolitische Gründe waren ausschlaggebend, als die linksnationalistische Militärdiktatur unter General Velasco 1969 Petroperu ins Leben rief und den Pipeline-Bau quer durch den peruanischen Regenwald in Angriff nahm. Es galt Stellung zu beziehen, gegen den nördlichen Nachbarn Ecuador, mit dem es immer wieder zu Grenzstreitigkeiten gekommen war. Dabei konnte es Peru nie mit den großen Erdölproduzenten Venezuela, Mexico oder Ecuador aufnehmen und die wirtschaftliche Bedeutung sank spätestens seit den 2000er Jahren, als der Bergbau zum wichtigsten Produktionszweig Perus wurde. Dennoch gilt bis heute die Ideologie der Energie-Souveränität als unantastbar: Peru soll sein eigenes Erdöl produzieren. Ganz egal wie teuer oder wie umweltschädlich es ist. Und teuer ist es in der Tat. In der Betriebsrechnung von Petroperu haben die Pipeline-Unfälle große Spuren hinterlassen. 210 Millionen Soles (55 Mio Euro) habe das Unternehmen seit 2014 in Aufräum- und Sanierungsarbeiten nach Schäden an der Pipeline gesteckt, sagt Carlos Paredes. Ausserdem wird im Amazonasgebiet zu wenig Öl gefördert, als dass die Pipeline rentabel ist. „Wir machen einen Verlust von 20 Millionen US-Dollar jährlich“, gibt Paredes zu. Und hier sind die externen Kosten für die aufwändige Restaurierung der beschädigten Umwelt noch gar nicht eingerechnet.

„Wenn der peruanische Staat sich nicht massiv für mehr Erdöl-Ausbeutung im Amazonasgebiet einsetzt,



Häuptling „Apu“ Sabino Escalante von Nuevo Progreso

damit die Pipeline rentiert, dann sollte er dort vielleicht etwas anderes machen“, wirft der Wirtschaftsfachmann Paredes in den Raum und könnte damit eine neue Diskussion über die Erdölförderung auslösen.

Denn Stimmen, die den Stopp der Erdölproduktion im peruanischen Regenwald fordern, sind in Peru noch rar. Die Vertreter der Indigenenverbände gehören dazu. Sie möchten, dass der Staat, statt in Erdöl zu investieren, das Geld den indigenen Völkern direkt zur Verfügung stellt für Investitionen in ihren Gebieten. Und sie für den Schaden der nun 50-jährigen Erdölausbeutung entschädigt. Momentan laufen dazu die Verhandlungen zwischen den Vertretern mehrerer Indigenenverbände und dem peruanischen Premierminister.

\*\*\*

In Nuevo Progreso war es am 23. Juli endlich soweit. Staatsanwaltschaft und Vertreter von Petroperu haben unter Beisein der gesamten Dorfbewohner die Pipeline aus dem Wasser gehoben, um den Grund für das Leck festzustellen. Noch steht das offizielle Gutachten aus, aber auf den Fotos ist eindeutig zu erkennen, dass ein Loch in die

Pipeline gesägt wurde.

Nach langen Verhandlungen hat das Dorf in die Auswahl der Firma eingewilligt, die die Aufräumarbeiten leitet. Jobs beim Abtragen des Erdöls wird es, laut Beatriz Alva Hart, für die Bewohner von Nuevo Progreso dabei nicht geben. Aber dafür eine Alternative zu den gesundheitsschädlichen Sanierungsjobs:

Petroperu hat inzwischen damit begonnen, indigene Gemeinden für die Bewachung und Instandhaltung der Pipeline zu bezahlen. Damit niemand mehr zur Säge greifen und seine Umwelt zerstören muss, um sich einen Job und Gehör zu verschaffen.

Wer die Pipeline in Nuevo Saposoa angesägt hat, bleibt weiterhin ein Rätsel. Die Staatsanwaltschaft ermittelt gegen Unbekannt.

Der Bericht der parlamentarischen Untersuchungskommission aus dem Jahr 2017 wurde vom Plenum des Kongresses bis heute nicht verhandelt. ■

**WENN ES ALLEIN NACH  
WIRTSCHAFTLICHEN  
GESICHTSPUNKTEN  
GINGE, WÄRE IM  
PERUANISCHEN  
AMAZONASGEBIET  
NIE ERDÖL GEFÖRDERT  
WORDEN.**

Soldaten beim Einsatz „Operation Quecksilber“ in La Pampa, Madre de Dios



## Operation „Quecksilber“ gegen illegale Goldschürfer: was bringt es?

Es ist einfach, mit einem Militäreinsatz illegale Goldgräber zu vertreiben. Schwieriger ist es, zu verhindern, dass sie zurückkommen.

**S**chwer bewaffnete Soldaten springen aus Hubschraubern, laufen kilometerlang durch Sandwüsten und Zeltstädte. Man könnte meinen, es handelt sich um einen US-amerikanischen Militäreinsatz irgendwo in der Wüste Nordafrikas

Doch die Bilder stammen aus Peru. Am 19. Februar 2019 begann die Invasion des illegalen Goldgräbercamps „La Pampa“. 1200 Polizisten, 300 Soldaten und 70 Staatsanwälte betraten in einer konzertierten Aktion das berüchtigte Gebiet rund um Kilometer 100 an der Interoceánica-Schnellstraße, die durch das Departament Madre de Dios nach Brasilien führt. „Operation Quecksilber 2019“ heißt die Militäroperation. Denn Quecksilber verwenden die Goldschürfer, um den Goldstaub zu binden. Danach verseucht das gefährliche Metall Flüsse, Luft, Fische und Menschen.

### Warum gerade La Pampa ?

Die Luftbilder von den Abbaugruben illegaler Goldgräber im Departament Madre de Dios gehen seit Jahren um die Welt: da wo einst mächtige Bäume

standen, ist jetzt eine karge Mondlandschaft. Der illegale Goldabbau ist einer der wichtigen Gründe für die Abholzung des Amazonas-Regenwaldes.

Schon immer wurde in Madre de Dios Gold geschürft, aber in kleinem Maßstab, ohne Maschinen, und ohne den großen Gewinn. Erst seit der Weltmarktpreis für Gold in die Höhe geschossen ist, wurde Madre de Dios zum El Dorado des 21. Jahrhunderts. Tausende von Subsistenzbauern aus den Hochlandgebieten Perus suchten ihr Glück im Gold, beantragten Konzessionen, machten Verträge mit Konzessionseignern oder fingen ohne jede Genehmigung an zu buddeln.

Das 11 000 Hektar große Gebiet von La Pampa ist dabei zum Synonym für alle Übel des Goldabbaus im Regenwald geworden. La Pampa liegt in der Pufferzone des Nationalparks „Bahuaja Senone“ und kann deswegen nie als Minengebiet ausgewiesen werden. Die in La Pampa tätigen Goldschürfer sind also illegal tätig und verstoßen gegen geltendes Gesetz. Nur ist das Gesetz schwer durchzusetzen.

La Pampa war also in den letzten Jahren zum Hotspot der illegalen Goldschürfer von Madre de Dios avanciert.

Illegal bedeutet auch, dass sich dort niemand den Anschein geben muss, legal zu werden. Banditen, Desperados aus allen Teilen Perus oder anderer Länder, Drogenhändler, Menschenhändler: La Pampa war zur No-go-area geworden, ein 11 000 Hektar großes Gebiet, das niemand betreten durfte, der nicht dazu gehörte.

### **Was unterscheidet informelle von illegalen Goldschürfern ?**

Mehrere Hunderttausende Menschen leben in Peru vom Goldschürfen, sei es im Regenwald, sei es in aufgelassenen Minen der Anden. Früher, als der Goldpreis noch niedrig war, haben die Subsistenzbauern sich mit Schürfen etwas dazu verdient. Das Schürfen geschah mit einer Waschpfanne, oder mit Schaufel und Pickel. Seit der Goldpreis in die Höhe geschossen ist, ist es jedoch viel lukrativer, Gold abzubauen, und dazu auch Maschinen zu verwenden. Die Abbaugelände wurden immer größer, die Schäden in der Natur immer sichtbarer, und einige der Goldschürfer immer reicher. Die meisten Goldschürfer haben keine staatliche Erlaubnis, um zu schürfen. Damit gehören sie zur großen Menge der informell tätigen Peruaner, die ihre Jobs ohne jegliche staatliche Aufsicht machen und keinerlei Steuern bezahlen. Kann Peru das Goldschürfen einfach verbieten? Welche Alternativen kann der peruanische Staat den Goldschürfern anbieten? Die Antwort lautet: keine.

Die Strategie aller Regierungen heißt deshalb „Formalisierung“. Illegal schürfende Goldschürfer sollen zu legalen Goldschürfern werden, wenn sie nach und nach bestimmte Vorgaben einhalten: eine Konzession besitzen oder pachten; Umweltvorschriften einhalten; Steuern bezahlen. Eine Formalisierung ist nur möglich in grundsätzlich für Bergbau ausgewiesenen Gebieten. Auch in Madre de Dios gibt es solche Gebiete: rund um Huepetue, Delta, Laberinto wird weiterhin Gold geschürft, und nicht wenig. Da die dortigen Goldschürfer – in der Theorie – dabei sind, sich zu formalisieren, wird das Militär dort nicht einschreiten.

In der Praxis ist der Unterschied zwischen einem informellen und einem illegalen Goldschürfer jedoch gering: denn die Bergbauabteilungen kontrollieren äußerst selten, ob ein sich formalisierender Goldschürfer auch die Vorgaben einhält. Und die staatlichen Übergangsregelungen sind sehr großzügig. Bisher sind in Madre de Dios 5000 Goldschürfer in das staatliche Formalisierungsregister eingeschrieben, aber erst 20 haben ihre staatliche Lizenz bereits erhalten.

Fazit: auch wenn in La Pampa kein Gold mehr gefördert wird, so wird an anderen Orten von Madre de Dios weiterhin, unter Billigung des Staates, abgebaut.

### **Warum soll Operation Quecksilber dieses Mal erfolgreich sein?**

Der Militäreinsatz Quecksilber 2019 ist beileibe nicht der erste Versuch, in La Pampa die staatliche Ordnung wiederherzustellen.

„Wenn wir mit Polizei eine Razzia in La Pampa machten, dann vertrieben wir zwar ein paar Goldgräber, aber am nächsten Tag waren sie schon wieder da“, erzählt die für Umweltstraftaten zuständige

Staatsanwältin Karina Garay. Zudem wurden die Razzien oft vorher schon verraten. Die Korruption unter den Polizisten in Madre de Dios ist groß.

Auch groß angelegte Militäraktionen wurden in früheren Jahren medienwirksam durchgeführt, ohne dass sie eine bleibende Wirkung hatten.

Warum also soll es dieses Mal anders sein? „Wir sind gekommen, um zu bleiben“, verkündet Präsident Vizcarra. An die Großoffensive von zwei Wochen schließen sich 6 Monate polizeiliche und staatsanwaltschaftliche Interventionen an. Danach soll eineinhalb Jahre lang aufgeforstet werden. All dies unter dem Schutz von 300 Polizisten, die dauerhaft in La Pampa installiert werden sollen. Dieses Mal soll es den Goldschürfern nicht leicht gemacht werden, einfach wieder an ihre alten Abbauorte zurückzukehren.

### **Kann man ehemaliges Minengebiet überhaupt wieder herstellen?**

Man mag es kaum für möglich halten, wenn man die Bilder von den wüstenhaften Mondlandschaften vor Augen hat: aber eine Renaturierung der Flächen ist möglich. Das sagen die Biologen, die in Madre de Dios mit Renaturierungspflanzen bereits seit längerem experimentieren. „Es wird nicht mehr wie vorher aussehen, aber die Funktion für das Ökosystem und die Struktur kann wiederhergestellt werden“, sagt der Biologe Francisco Román, der beim von USAID unterstützten Projekt CINCIA für die Forschung zuständig ist. „Allerdings haben wir in Madre de Dios zu wenige Baumschulen, so dass wir in einem Jahr gerade mal 100 Hektar bepflanzen können“. Und dann ist die Frage, wer die Renaturierung bezahlen wird.

Schwieriger zu sanieren sind die von Quecksilber und Schweröl verschmutzten Wasserläufe.

### **Welches sind die Alternativen?**

„Hoffentlich kommen die Goldgräber von La Pampa jetzt nicht auf mein Land“, sagt Alejandra Mamani. Sie hat, auch mit Hilfe der Caritas, eine gut gehende Kakaopflanzung und einen Hühnerhof aufgebaut und will vom Goldschürfen nichts wissen. Die aus La Pampa vertriebenen Goldschürfer seien jetzt in das der Straße gegenüberliegende Gebiet gegangen, wo man legal schürfen kann. Die Befürchtung ist, dass sie auch landwirtschaftlich genutztes Land besetzen werden.

Zwar hat der peruanische Staat angekündigt, dass er sehr viel Geld investieren wird für alternative Arbeitsbeschaffung, aber das ist noch Zukunftsmusik.

Tatsache ist, wie es Mons. Martínez, der Bischof von Puerto Maldonado, gesagt hat: „Peru kann nicht all seinen Bürgern ein würdiges Leben anbieten.“ Viele suchen deshalb ihr Auskommen in illegalen oder halb legalen Geschäften, sei es der Schmuggel, die Koka oder eben das Gold.

Letztlich wird die Zahl der Goldsucher von zwei Faktoren bestimmt: vom Weltmarktpreis für Gold und davon, ob es eine Straße in der Nähe hat. Beide Faktoren stimmen heute. Und genau deshalb wird wohl, trotz der Militäraktion in La Pampa, auch weiterhin der Regenwald abgeholzt werden auf der Suche nach Gold. ■

**MAN MAG ES KAUM  
FÜR MÖGLICH  
HALTEN: ABER EINE  
RENATURIERUNG DER  
FLÄCHEN  
IST MÖGLICH.**



**Alejandrina Mamani in ihrem Kakao-Hain**

# Das Gold an den Bäumen

Alejandrina Mamani aus Madre de Dios will vom Goldschürfen nichts wissen. Sie setzt auf Kakao.

**I**m der südlichen Regenwald-Region Perus „Madre de Dios“ versuchen viele ihr Glück im Gold Schürfen -auch wenn sie dafür die Natur und ihre eigene Gesundheit unwiederbringlich zerstören.

Die Caritas von Puerto Maldonado setzt auf eine andere Art von Reichtum: nachhaltige Landwirtschaft, die den Wald schützt und dem Klimawandel vorbeugt.

Alejandrina Mamani ist diesen Weg gegangen.

Behenden Schrittes geht die kleine Frau in ihrem Kakao-Hain von Baum zu Baum. In Abständen von einigen Metern stehen die rund 2 Meter hohen Bäume. Mit der Machete schlägt die 61-jährige Alejandrina gekonnt trockene Blätter ab und prüft, ob die Früchte schon reif sind.

Vor 27 Jahren hat sie das Stück Land im Departament Madre de Dios gekauft und ist mit ihrem Mann und ihren fünf Kindern herunter ins Tiefland von Madre de Dios gezogen. „Wir mieteten ein Zimmer im Dorf Santa Rosa und ich fing an, Reis und Mais anzubauen.“ Zur gleichen Zeit, begann der Weltmarkt-Preis für Gold zu steigen und immer mehr Menschen aus den benachbarten Bergregionen zogen nach Madre de Dios, um mit Goldschürfen ihr Glück zu suchen. Auch Alejandrinas Mann liess sich locken vom Ruf des Goldes. Mit einem Kompagnon investierte er in eine Absaugpumpe und eine Pacht für eine Goldgrube.

„Aber er fand wenig Gold, konnte nicht mal seine Unkosten decken. Am Ende musste ich seine Schulden bezahlen.“

Alejandrina war damals bereits auf den Kakao-Anbau umgestiegen. Die landwirtschaftlichen Berater der Caritas zeigten ihr, wie man Kakao-Bäume pflanzt, pflegt und welche Sorten am ertragreichsten sind. Mit ihrem Projekt, Kakao anzubauen, stieß sie in ihrer Umgebung zuerst auf Unverständnis:

„Mit dem Kakao bleibst Du ein Hungerleider“, hatten ihr ein Nachbar prophezeit, der selber Goldschürfen gingen. Denn ein Kakaobaum braucht vier Jahre Pflege, bis er zum ersten Mal Früchte trägt. Aber auch in diesen vier Jahren muss die Familie ernährt werden. Alejandrina Mamani pflanzte deshalb auch Bananen und Papaya-Stauden an, die Gewinn abwarfen, solange die Kakaobäume noch am Wachsen waren.

Neben dem Kakao hat Alejandrina zusammen mit ihrem Sohn einen grossen Hühnerhof. 1200 Hühner scharren in einem weitläufigen Gehege. Ihre Eier sind in der Gegend sehr gefragt.

Alejandrina Mamani liebt ihre Landwirtschaft mit ganzer Hingabe. Jetzt, wo die Kinder ihre eigenen Familien haben, lebt sie die meiste Zeit auf ihrem abgelegenen Hof. Sie und ihr Mann schlafen in einem Bett unter einem Holzdach, direkt neben dem



Die Eier von Alejandrina Mamanis Hühnern sind 100% bio



**Alejandrina Mamani Produzentenvereinigung betreibt eine Trockenanlage für Kakao**

Hühnergehege. „Damit wir sofort merken, wenn ein Fuchs oder ein Jaguar unsere Hühner holen will.“ Erst vor ein paar Jahren hat ein Jaguar den Hütehund zu Tode gebissen.

Nur ein paar Kilometer weiter, auf der anderen Seite der Interoceanica-Schnellstrasse, beginnt „La Pampa“, die berühmte illegale Goldgräbersiedlung. Einmal, so erzählt Alejandrina, war sie in La Pampa, um ihre Eier zu verkaufen. Einmal und nie wieder. „Es ist schrecklich, was ich dort gesehen habe, alles Wüste, kein Baum, keine Pflanze, kein Schmetterling mehr. Und junge Mädchen, 12 Jahre alt, die direkt neben den Bohrlöchern warten, um die Goldschürfer in die Bars zu locken.“

Keines ihrer Kinder oder Enkelkinder solle jemals dort arbeiten, hat sie sich geschworen. Sie unterstützt das energische Vorgehen der peruanischen Regierung. Anfang Februar 2019 hat das Militär das illegale Goldgräber-Camp geräumt. „Jetzt befürchte ich nur, dass die Goldschürfer sich auf der Suche nach neuen Terrains unser landwirtschaftliche genutztes Land besetzen.“

Der Anbau von Kakao ist auch aus ökologischen Gründen eine Alternative zur Weidewirtschaft, die den Regenwald zerstört. Zwischen den ca. zwei Meter hohen Kakao-Bäumen baut Alejandrina Papaya und Cocona-Früchte und die vom Aussterben bedrohten Shihuahuaco-Bäume an. Die heute halbmetergrosse Pflanze wird eines Tages 50 Meter hoch zu einem mächtigen Baum heranwachsen. „Ich werde den Baum nicht mehr sehen, ich pflanze ihn für meine Enkelkinder.“ Damit trägt die Agroforst-Methode,

### **DAS WEISSE KAKAO-MUS SCHMECKT SÜSSLICH-HERB UND ÜBERHAUPT NICHT NACH SCHOKOLADE**

mit der der Kakao angebaut wird, auch etwas zur Eindämmung des Klimawandels bei.

Alejandrina Mamani hat heute ein Auskommen mit dem Verkauf des Kakao und ist sichtbar stolz auf ihren gepflegten Kakao-Hain. Mit der Machete schlägt sie eine Kakao-Frucht auf und gibt die von einem weissen Flaum umgebenen Kakaobohnen zum Probieren. Das weisse Kakao-Mus schmeckt süsslich-herb und überhaupt nicht nach Schokolade. Denn erst nach dem Trocknen und der Fermentierung, wird daraus Kakao-Paste und noch später Schokolade werden.

Caritas Puerto Maldonado arbeitet mit seinen Partnern daraufhin, möglichst viele Weiterverarbeitungsschritte in Eigenregie zu machen, und möglichst viele Zwischenhändler auszuschalten. Deswegen hat Caritas tatkräftig bei der Gründung der Kakao-Bauern-Genossenschaft „La Cumbre Inambari“ mitgeholfen. „Es ist und sehr wichtig, dass

unsere Bauern den Kakao direkt vermarkten können“, sagt Juan Carlos Navarro, der Direktor der diözesanen Caritas. Die Genossenschaft hat dank staatlicher Zuschüsse und eines Beitrags von Caritas International eine Trockenanlage für den Kakao errichten können. Auf langen Gittergestellen liegen dort die vom Mus befreiten Kakaobohnen. Alejandrina Mamani und ihre Enkelin Arubi prüfen, ob die Bohnen schon trocken genug sind. Danach wird Alejandrina Mamani sie von Hand schälen, zerkleinern und daraus ihre Kakaopaste herstellen. „Die Leute kennen mich schon, Sie sind doch diejenige, mit der guten Schokolade, rufen Sie mir zu“, berichtet sie voller Stolz. ■



**Teddy Cairuna konzentriert sich auf seine Drohne**

# Mit Drohnen und Liedern den Wald retten

Für die Dorfgemeinschaft Nuevo Saposoa sind die Anwendung moderner Technologie und ein Leben im Einklang mit Natur und Tradition kein Widerspruch.

**W**enn Teddy Cairuna seine Drohne steigen lassen will, bittet er vorher die Geister des Waldes um Erlaubnis. Dazu spielt er auf seinem Handy seinen Lieblings-Icaro ab, einen eintönigen Gesang in der Sprache der Shipibo. Er verbindet den Geist der Pflanzen mit dem Geist der Menschen.

„Schau, da lässt sich ein Schmetterling nieder, der Wald ist einverstanden“, freut sich Teddy und holt seine Drohne aus dem Rucksack. Geschickt manövriert der 38-Jährige vom Volk der Shipibo mit seiner Steuerung das fast neue Fluggerät über die Bäume. Das Surren der Drohne verscheucht den Schmetterling. Der schlaksige Mann trägt Gummistiefel, Jeans und eine graue Weste mit der Aufschrift „Wald-Patrouille der Gemeinde Nuevo Saposoa“.

Er gehört zu der freiwilligen Waldhütergruppe seines Dorfes, eine Art freiwillige Feuerwehr, die darauf achtet, dass niemand sich an ihrem Gemeinschaftswald vergreift.

„Wir wollen sicher sein, dass die Koka-Bauern nicht zurückkommen“, erklärt er. Er ist zufrieden mit dem, was er sieht: Auf den damals gerodeten Flächen wächst nun der Wald nach. Kein Zeichen neuer Eindringlinge. „Sie wissen, dass wir hier patrouillieren, und lassen sich deswegen nicht mehr blicken.“

## Die Drohne und GPS-Karten erlauben es, Verbrechen zu beweisen

In aller Frühe waren wir vom Dorf aufgebrochen, um in zwei Holzbooten mit je einem Außenbordmotor in den Wald hineinzufahren. Teddy Cairuna steht dabei am Bug und weist seinem Bruder Larry am Steuerruder den Weg durch Schling- und Wasserpflanzen, Stromschnellen und umgestürzte Baumstämme. „Schon mit zwölf Jahren lernen wir, mit dem Boot auf unseren Flüssen zu fahren“, erklärt er und zeigt zielsicher nach links, wo eine kleine Fahrrinne verläuft und wir in einen Nebenarm abbiegen.

Die stundenlange Fahrt durch Flüsse und Bäche gleicht einer Fahrt durch ein verwünschtes Paradies. Auf dem Wasser spiegeln sich die umgebenden Pflanzen, Sträucher, Lianen und Bäume, als ob es zwei Welten gäbe, eine über und eine unter dem Wasser. Jeden Moment, so meint man, könnte ein Waldgeist von einem der Bäume herunterkommen oder eine Nixe aus dem Wasser auftauchen.

Für die Menschen, die hier leben, ist dies Realität. Im Wasser leben die Geister der Toten in unterirdischen

Städten und sie gilt es zu ehren und gegen Eindringlinge zu schützen. Derer gibt es leider recht viele.

„Vor drei Jahren hatten wir 260 Alarme wegen illegaler Eindringlinge“, erzählt Teddy Cairuna. Die größte Gefahr für Nuevo Saposoa geht von illegalen Koka-Bauern aus, die –oft im Auftrag von Drogenhändlern– Waldgebiete roden und die verbotene Pflanze anbauen. Aber auch Holzhändler wollen aus dem Regenwald Gewinn schlagen und fällen verbotenerweise Bäume. Wie zum Beweis kommt uns auf der schmalen Wasserstraße ein Lastenschiff voller Baumstämme entgegen.

„Wenn wir in den Wald auf die Jagd gingen oder für unseren eigenen Hausbau Holz schlugen, bemerkten wir zwar die illegalen Eindringlinge, aber wir hatten keine Beweise, die wir der Polizei vorlegen konnten.“ Kamen die Vertreter der Staatsgewalt Wochen später in das Gebiet, so fanden sie oft niemanden mehr vor und mussten unverrichteter Dinge wieder abziehen.

**„DASS ICH, EIN  
EINFACHER SHIPIBO, JE  
EINE DROHNE FLIEGEN  
LASSEN KÖNNTE,  
DAVON HÄTTE ICH NIE  
GETRÄUMT“**

## Angst vor Eskalation

„Deswegen sind Smartphones, Drohnen und die Satellitenkarten so nützlich für uns“, erklärt der Shipibo und zieht sein neues weißes Handy aus der Hosentasche. Telefonieren kann er damit nicht, es gibt kein Netz. Aber er kann Fotos machen, die genauen Koordinaten mittels GPS feststellen und den Behörden übermitteln. Die Nichtregierungsorganisation „Rainforest Foundation US“ hat es ihm zur Verfügung gestellt und Teddy Cairuna und seine Mitstreiter auch in der Handhabung der Drohnen geschult.

„Wir wussten nicht, was das ist, dachten, das seien kleine Flugzeuge“, erzählt er. „Dass ich, ein einfacher Shipibo, je eine Drohne fliegen lassen könnte, davon hätte ich nie geträumt.“ Er ist sichtbar stolz auf seine neuen Fähigkeiten. Und noch einen Vorteil hat die Drohne bei der Überwachung des Waldes: „Oft ist es zu gefährlich, wenn wir die Eindringlinge direkt konfrontieren“, sagt Cairuna.

Erst im vergangenen Jahr wurde ein Mitglied des Nachbardorfes umgebracht. Dank der Drohne können sie nun Aufnahmen betroffener Gebiete machen, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen. Nicht wie vor einem Jahr, als sie mitten im Wald plötzlich einen Holzfäller antrafen. Auch an diesem Ort wollen die Brüder heute kontrollieren, ob alles in Ordnung ist.

Wir steigen das lehmige Ufer hoch und gehen eine

halbe Stunde durch den Wald. Wobei der Amazonas-Regenwald mit unserem deutschen Kulturwald wenig gemein hat. Vor jedem Tritt schlägt Larry Cairuna mit seiner Machete einen kleinen Pfad frei. Lianen, Blätter, Wurzeln und Äste bedecken den Boden, Ameisen und Käfer krabbeln umher. Alles schimmert dunkelgrün oder braun, die Bäume sind so hoch, dass kein Sonnenlicht durchbricht. Es riecht nach Nässe und Moder und die Moskitos stechen im Sekundentakt.

Den Wert dieses Waldes als Speicher von Kohlenstoff und Hort der Artenvielfalt kann man nur erahnen. Auf einmal sehen wir mitten im Dickicht Holzbalken gegen die Bäume gelehnt. „Hier haben wir den Holzfäller angetroffen. Er hatte die Stämme zu Balken verarbeitet und war gerade dabei, sie aus dem Wald zu schleppen“, berichtet Teddy Cairuna. „Wir begannen heftig zu streiten, wessen Land das sei, auf dem er Holz geschlagen hat. Zum Glück ist es nicht eskaliert, aber das war eine gefährliche Situation.“

### **Der Lohn für Waldschutz wirkt noch nicht in der Fläche**

Dank der GPS-Koordinaten konnten sie nachweisen, dass es ihr Gemeinschaftsland war, Polizei und Staatsanwaltschaft alarmieren und den Holzfäller vertreiben. Heute prangt an dieser Stelle ein weiß gestrichener Pfahl –er markiert die Grenze des Gemeinschaftswaldes von Nuevo Saposoa.

Trotz oder gerade wegen seiner Unzugänglichkeit ist der Amazonas-Regenwald zum Spielball vielfältiger Interessen geworden. Um eines der letzten unerschlossenen Waldgebiete ist ein Tauziehen im Gange, mit zum Teil ungleichen Mitteln. Auf der einen Seite stehen die Indigenen, die ihren Wald schützen wollen. Unterstützung erhalten sie von ausländischen NGOs wie der Rainforest Foundation, vom Waldschutzprogramm des peruanischen Umweltministeriums und vom Umweltstaatsanwalt Jose Luis Guzmán. Unterstützt werden diese staatlichen Programme auch mit Klimaschutzgeldern ausländischer Staaten, so auch mit Geldern der vom deutschen

Bundesumweltministerium gespeisten Internationalen Klima-Initiative.

Die Gemeinde Nuevo Saposoa hat einen Vertrag mit dem peruanischen Waldschutzprogramm abgeschlossen – im Gegenzug für ihren aktiven Bestandsschutz des Waldes erhält sie direkte Ausgleichszahlungen. „Zehn Soles (drei Euro) erhält das Dorf pro Jahr für jeden Hektar bewahrten Gemeinschaftswald“, erzählt Brenda Maldonado vom staatlichen Waldschutzprogramm. Das Geld wird gemäß einem von der Dorfgemeinschaft aufgestellten Investitionsplan verwendet. „Nuevo Saposoa beschloss, mit dem Geld neue Netze für den Fischfang, eine Herberge für Touristen und eben eine Drohne anzuschaffen“, berichtet Maldonado.

209 Indigena-Gemeinden beteiligen sich in Peru an diesem Programm. Bis 2020 sollen damit 54 Millionen Hektar Wald erhalten werden. Darunter fallen Naturschutzgebiete und fünf Millionen Hektar, die Gemeinden wie Nuevo Saposoa gehören. Aber die Wirklichkeit sieht anders aus. „Mit den Direktzahlungen an die Gemeinden haben wir bisher gerade mal zwei Millionen Hektar Wald erhalten“, gibt Maldonado zu.

### **Ein Umweltstaatsanwalt ohne Transportmittel**

Stattdessen hat Peru zwischen 2012 und 2017 jährlich rund 155 000 Hektar Wald verloren. Denn die Kräfte, die an der anderen Seite des Taus ziehen, sind ungleich mächtiger: das Landwirtschaftsministerium, die Regionalregierung, kleine und größere Siedler, Landspekulanten, Goldgräber und Palmölplantagenbesitzer. Noch immer schwebt bei manch einem Beamten die alte Idee im Kopf herum, dass der Amazonas erschlossen und landwirtschaftlich in Wert gesetzt werden soll.

Umweltstaatsanwalt José Luis Guzmán erklärt, wie einfach es in Peru immer noch ist, eigentlich unveräußerliches Waldgebiet in Nutzland umzuwandeln: „Ein Siedler fällt einen Hektar, baut darauf Mais oder Soja an und beantragt dann beim Landwirtschaftsministerium die Umnutzung des





Rosa Cairuna näht eine Bluse mit dem typischen Shipibo-Muster

Landes – am besten gleich für eine viel größere Fläche als die tatsächlich von ihm gerodete.“ Ist das Land einmal für landwirtschaftliche Nutzung ausgewiesen, kann es ins Grundbuchamt eingeschrieben und ganz legal verkauft werden.

Käufer sind dann zum Beispiel Investoren im Auftrag großer Palmöl-Konzerne. Guzmán kann seine Empörung angesichts dieser Praktiken, die er tagtäglich erfährt, kaum zurückhalten. Eine große Rolle spielen auch korrupte Beamte. Kurz vor Weihnachten 2018 wurde der Landwirtschaftsdirektor der Region Ucayali wegen Korruption abgesetzt –er hatte sich massiv an Landspekulationen bereichert.

Die Arbeit der staatlichen Waldschützer wird auch von mangelnder Ausrüstung behindert. „Wenn wir eine Anzeige von einem Dorf bekommen, dann müssen wir erst die Marine oder eine NGO darum bitten, dass sie uns ein Boot und das dazugehörige Benzin stellen“, sagt Guzmán. Der Umweltstaatsanwalt und die fünf Umweltpolizisten von Ucayali verfügen über kein eigenes Transportmittel, mit dem sie über die Wasserstraßen in den Wald hineinfahren können.

Das Leben in Nuevo Saposoa mag idyllisch wirken, aber materiell gesehen gehören die Menschen hier zu den Ärmsten in Peru. Die Menschen leben vom Fischfang, die meisten haben in ihrem Hinterhof noch ein paar Enten und Hühner. Die Frauen nähen traditionelle Blusen in der Hoffnung, sie für ein paar Soles an eine der wenigen Touristinnen zu verkaufen, die sich bis hierher verirren. Denn Geld ist rar in Nuevo Saposoa, und die Menschen benötigen auch hier Hefte und Stifte für ihre Kinder, Benzin für ihre Außenbordmotoren und Medikamente, wenn die alten Schamanen nicht mehr weiter wissen.

**DAS LEBEN IN NUEVO SAPOSOA MAG IDYLLISCH WIRKEN, ABER MATERIELL GESEHEN GEHÖREN DIE MENSCHEN HIER ZU DEN ÄRMSTEN IN PERU**

**Eng verbunden mit den Pflanzen, Bäumen, Tieren**

Auch im Regenwald hält das moderne Leben Einzug. Die Direktzahlungen des Waldschutzprogramms kommen einkommensfördernden Projekten des ganzen Dorfes zugute – es wurden etwa Fischernetze oder Stoffe damit gekauft. Löhne für die Waldschützer selbst sind jedoch nicht vorgesehen. Teddy Cairuna ist damit nicht einverstanden „Das mit der traditionellen Gemeinschaftsarbeit, die jeder ehrenamtlich verrichtet, funktioniert hier nicht mehr“, sagt er.

Deshalb möchte er, dass der peruanische Staat auch die einzelnen Waldhüter für ihre Dienstleistung bezahlt. „Denn wir schützen den Wald ja nicht nur für uns, wir tun das für die ganze Welt.“

**Naturschutz als Tradition**

Rosa Cairuna, eine Tante der Drohnenpiloten Larry und Teddy, sitzt auf ihrer Veranda und näht auf einer fußgetriebenen Nähmaschine. Trotz ihrer 65 Jahre glänzt ihr langes Haar pechschwarz, und behände steigt sie die Hühnerleiter von ihrem Haus herunter. Ihr Mann liegt daneben in der Hängematte und schnitzt ein Paddel für sein Kanu.

Dabei erzählt er von den alten Legenden und Bräuchen: dass Mütter ihre Babys mit einem Tuch bedeckten, sobald sie unter einem der mächtigen Kapokbäume vorbeikämen, damit dieser ihre Kinder nicht verhexe. Oder dass frischgebackene Väter einen Monat lang zu Hause blieben, denn wenn sie im Wald einen Baum fällten, könnte das Kind durch den Geist des Baumes zu Schaden kommen. Die Menschen im Amazonas-Regenwald fühlen sich eng verbunden mit den Pflanzen, Bäumen und Tieren. „Gerade darum“, sagt Teddy Cairuna, „sind wir indigenen Völker die besten Waldschützer. Es ist Teil unserer Tradition.“ ■

Dieser Beitrag ist zuerst im Magazin „Natur“ erschienen.



## Eine selbstbewusste Frau an der Amazonas-Synode

Yesica Patiachi war eine der wenigen indigenen Frauen an der Amazonas-Synode. Zwei Jahre zuvor hatten sie Papst Franziskus in ihrer Heimat Madre de Dios begrüsst.

**Z**uerst war das Chaos, bis der Urbaum Wuamanei die Menschen ordnete, und wir sind Kinder des Wuamanei.“ Wenn man Yesica Patiachi bittet, sich vorzustellen, sagt sie nicht: ich heiße Yesica Patiachi, bin 31 Jahre alt, von Beruf Lehrerin und Mutter einer 10-jährigen Tochter. Nein, sie beginnt damit, die Schöpfungsgeschichte ihres Volkes, der Harakmbut, zu erzählen. „Ohne diese Geschichten zu kennen, verstehst Du nicht, wer ich bin“, sagt die selbstbewusste junge Frau mit den langen schwarzen Haaren. Gekleidet ist sie in Jeans und T-Shirt und auf den ersten Blick nicht als Indigene erkennbar. „Viele glauben noch, dass wir Indigene mit Federn und Lendenschurz im Wald leben, nicht lesen und schreiben könnten“, kritisiert sie die herrschenden Vorstellungen über Indigene. Dabei hat sie, die Lehrerin, eine

zweisprachige Anthologie der Mythen ihres Volkes veröffentlicht.

Yesica ist durch und durch eine Angehörige ihres Volkes Harakmbut. Rund 1000 Angehörige dieser Volksgruppe leben im süd-peruanischen Regenwaldgebiet Madre de Dios, nahe der Grenze zu Brasilien. Als Kleinkind hat Yesica Patiachi die Geschichten ihres Volkes aufgesaugt.

„In unserem Dorf Puerto Luz gab es keinen Kindergarten, aber ich lauschte stattdessen den alten Männern, unseren Weisen, wenn sie Geschichten unseres Volkes erzählten“. Es waren Geschichten von der Entstehung der Welt, der Entstehung ihres Volkes, aber auch vom grossen Trauma der Harakmbut. Vor rund 100 Jahren gerieten sie in die Fänge gieriger Kautschukbarone, die auf der Jagd nach

billige Arbeitskräften die Indigenen versklavten. Die Harakmbut leisteten Widerstand. Viele starben, aber viele konnten auch tiefer in die Wälder fliehen. „Wenn meine Vorfahren dem nicht widerstanden hätten, wäre ich heute nicht hier.“

Leider hat die Ausbeutung des Regenwaldes und seiner indigenen Bewohner mit dem Ende des Kautschukbooms nicht aufgehört. Heute haben die Ausbeuter des Regenwaldes andere Namen: Holzfäller, Erdölfirmer oder Goldsucher. Yesica Patiachis Heimat Madre de Dios wird besonders von kleinen und grossen Goldschürfern heimgesucht. „Sie glauben, Amazonien sei eine Art Warenlager, das man ausbeuten kann, und kümmern sich nicht um uns, die wir schon immer hier leben.“

Ihre Sicht auf das, was mit ihrer Heimat geschieht, hat sie am 19. Januar 2018 vor den Augen der Welt Papst Franziskus vorgetragen.

Dieser kam in die Departamentshauptstadt Puerto Maldonado, um sich mit den Vertretern indigener Völker zu treffen. Yesica Patiachi durfte öffentlich die Begrüssungsrede halten. Stolz ist sie darauf, besonders auch, weil die zweieinhalbminütige Rede auf einem mehrseitigen Brief basierte, den sie und drei andere Vertreter indigener Völker dem Papst vorher geschickt hatten. Sie ist sich aber auch bewusst, dass sie mit ihrer Rede nicht nur Freunde gemacht hat. „Ich arbeitete lange Jahre als Lehrerin in einem Dorf, in dem viele

Goldschürfer leben. Die haben gegenüber meinem Vater Drohungen ausgestossen.“

Auch deswegen hat sich Yesica als Lehrerin in die Departamentshauptstadt Puerto Maldonado versetzen lassen. Dort konnte sie als junge Frau auch die Pädagogische Hochschule besuchen. Möglich war dies, weil sie in einem von Ordensfrauen geführten Internat wohnen konnte. „Dort ging es mir gut, ich wurde als Indigene nicht diskriminiert.“ Sie hat aber mit angesehen, wie schwer es für viele indigene Jugendliche, vor allem Mädchen ist, sich in der Stadt

zurecht zu finden. „Stell dir vor, Du würdest als Deutsche einfach im Regenwald ausgesetzt; so ist es mit den jungen Indigenen, die in die Stadt kommen.“ Ohne Geld, ohne Ausbildung, ohne die spanische Sprache, würden sie schnell Opfer der Ausbeutung oder des Frauenhandels und würden sich ihre indigenen Wurzeln schämen.

„Deswegen ist es so wichtig, dass wir Indigenen zur Schule gehen und eine gute Ausbildung haben. Dass wir Spanisch lernen, um nachher selber für unser Volk sprechen zu können.“

Papst Franziskus war so beeindruckt, von Yesica Patiachi, dass er sie zur Sondersynode über das Amazonasgebiet nach Rom eingeladen hat. „Die Synode wird die Probleme des Amazonasgebietes nicht lösen, aber sie wird dazu beitragen, sie in der ganzen Welt sichtbar zu machen“, hofft Yesica Patiachi. ■

**„SIE GLAUBEN,  
AMAZONIEN SEI EINE  
ART WARENLAGER, DAS  
MAN AUSBEUTEN KANN.“**



**Yesica Patiachi und Luis Tayori  
begrüssen Papst Franziskus in  
Puerto Maldonado**



## „Wir sind nicht der Paradiesgarten für die Erste Welt“

Bischof David Martínez de Aguirre ist ein glühender Verteidiger der indigenen Völker.

**D**er 49-jährige David Martínez de Aguirre wurde im Baskenland geboren und kam 2001 als Mitglied des Dominikaner-Ordens ins Apostolische Vikariat Puerto Maldonado, welches das Departament Madre de Dios und einen Teil des Urubamba-Tals im Departament Cusco umfasst. Dort lebte der spanische Priester 13 Jahre mit dem Volk der Machiguenga und der Asháninka im unteren Urubamba-Tal, bevor er 2015 zum Bischof von Puerto Maldonado ernannt wurde. Papst Franziskus hat ihn am 4. Mai zu einem von zwei Sekretären der kommenden Amazonas-Synode in Rom berufen.

InfoPeru hat mit David Martínez im März 2019 in Puerto Maldonado gesprochen.

**Warum ist die Amazonas-Synode, die im Oktober in Rom stattfinden wird, so etwas Besonderes?**

Eine Synode ist erst einmal eine vom Papst einberufene Versammlung der Bischöfe zu einem bestimmten Thema. Die Amazonas-Synode ist insofern etwas besonderes, weil es die erste Synode ist, die sich einer Region widmet. Die Amazonas-Region umfasst Teile von 9 Ländern, hat aber eine eigene Identität und Problematik. Schon bei der lateinamerikanischen Bischofsversammlung vom Aparecida im Jahr 2007

machten vor allem die Bischöfe Brasiliens auf die besonders Notlage des Amazonasbeckens aufmerksam. Papst Franziskus hat diesen Ruf nun aufgenommen. Die Synode hat einen grossen Meinungsbildungsprozess in der Kirche der Amazonasregionen ausgelöst. Diese Bewegung wird weitergehen, über die eigentliche Synode hinaus. Besonders wichtig sind der Synode die Urvölker Amazoniens. Denn sie können uns erklären, wie wir mit der Natur umgehen sollen. Sie bieten der Menschheit ein neues Paradigma an. Die Kirche stellt ihnen ihren Raum zur Verfügung, damit sie mit ihrer eigenen Stimme sprechen können.

**Wenn man im peruanischen Amazonasgebiet einen Gottesdienst besucht, so sieht man dort meist Mestizen, oder Indigene aus dem Hochland, die ins Tiefland migriert sind. Die indigenen Urvölker des Amazonas dagegen sind rein zahlenmässig eine absolute Minderheit. Warum stellt die Amazonas-Synode gerade diese indigenen Völker in den Mittelpunkt ?**

Ich selbe habe 13 Jahre als Missionar mit dem indigenen Volk der Machiguenga gelebt, das hat mich geprägt. Papst Franziskus kam letztes Jahr nach Puerto Maldonado, um sich mit den indigenen Völkern zu treffen. Klar gab es da auch Stimmen unter einigen Gläubigen, die verächtlich sagten „Der Papst kommt, um sich mit einer Handvoll Indios zu treffen.“ Dem herrschenden Denken tut es immer weh, wenn die Peripherie auf einmal eine wichtige Stimme bekommt.

Es kann auch beunruhigen und verstören, dass diese Peripherie nun ins Herz der Kirche vorstösst. Dass gerade die am meist marginalisierten Indigenas nun eine Stimme bekommen. Niemand soll sich deswegen bedroht fühlen, es ist vielmehr eine grosse Chance, dass wir einen Paradigmenwechsel vornehmen. Ein Teil der Bevölkerung, vor allem die illegalen Goldschürfer, haben den Papst auch als Bedrohung empfunden, aufgrund seiner Umweltenzyklika „Laudato Si“.

**Es gibt aber auch Indigenen-Gemeinschaften, die selber Gold schürfen...**

In Madre de Dios haben indigene Völker seit langer Zeit Gold gewaschen, schon die Inkas haben das gemacht. Aber sie haben es nicht aus Gier getan, wie wir „Westler“. Der einzige Ehrgeiz, den ich bei den Indigenen erkenne, ist der nach sozialen Beziehungen. Die Gier, die Sucht nach Anhäufung ohne jegliche Grenze, das ist unser Problem. Diese Sucht nach Anhäufung tötet. Gold hat es immer gegeben, es wird erst zum Problem, wenn jemand damit Gewinn machen will und dafür über Leichen geht.

**Sie sprechen vom Paradigmenwechsel, den wir durch die Begegnung mit indigenen Voelkern lernen koennen. Haben Sie ein Beispiel dafür?**

Als ich neu bei den Machiguenga war, habe ich einen Garten angelegt. Wir haben nach Samen gesucht, ich habe das Dorf zusammengerufen, um das Feld zu roden, wir haben den Boden vorbereitet, die Pflanzen, den Dünger, haben unsere Setzlinge gepflanzt, nach und nach wuchsen die Pflanzen, der Garten begann, Früchte zu tragen. Und dann kam der Regen, der Fluss schwoll an und riss den ganzen Garten mit sich.

Warum habt Ihr mich nicht gewarnt, fragte ich sie. „Wir wussten, dass das passieren würde, aber Du warst so voller Begeisterung.“ Da habe ich gelernt, wieviel wir zu lernen haben.

Eine andere Episode, eines spanischen Entwicklungshelfers, der in einem Dorf Unterricht gab. Auf dem Lehrplan stand Logik. Da das Dorf nur mit Flugzeug erreichbar war, nannte er folgendes Beispiel: „Wenn es regnet, kommt kein Flugzeug. Es regnet, folglich...“ Keiner der Schüler antwortete. Bis schließlich einer sagte, „Es wird auch wieder aufhören zu regnen.“ Er wollte damit sagen, „das Flugzeug wird kommen, vielleicht übermorgen, oder nächste Woche oder nächsten Monat. Ich habe es nicht eilig.“ Wenn es nach dem peruanischen Lehrplan ginge, wäre der Junge durchgefallen. Aber in seinem Kontext, war es die richtige Antwort. Unsere westliche Kultur ist überheblich; wir müssen wieder Demut lernen, denn in der Selva merkst Du, dass Dein Gegenüber viel mehr soziale Intelligenz hat als Du. So wussten die Indigenen sofort, wen sie vor sich hatten, und warum jemand ins Dorf kam.

**In Madre de Dios gibt es grosse Konflikte zwischen denen, die die Selva ausbeuten wollen, und denjenigen, die sie schützen wollen. Und oft geht der Umweltschutz zu Lasten der Entwicklung der ärmsten Bevölkerung.**

Das Umweltproblem haben wir nicht nur in Madre de Dios, sondern auch in den Anden. Peru ist ein Staat, der es nicht schafft, dass seine Bevölkerung in Würde leben kann.

Das heisst auch, dass wir hier im Amazonasgebiet nicht den Paradiesgarten pflegen, damit die Menschen in Europa so weiterleben können wie bisher. Ich gebe Dir ein Beispiel: in meinem Heimatort im Baskenland fand eine Auto-Rallye statt, die wegen ihrer Umweltverschmutzung angeklagt wurde. Zu ihrer Rechtfertigung sagten die Rallye-Veranstalter, dass sie in Puerto Maldonado viele Tausend Hektar Regenwald gekauft hätten, damit dieser geschützt wird. So geht das nicht: dass

wir im Amazonasgebiet dazu verdammt sind, in der Subsistenzwirtschaft zu leben, damit die Menschen in Europa weiterhin Ressourcen verschwenden können. Das ist absolut scheinheilig von der sog. „ersten“ Welt. Es darf auch nicht sein, dass Umweltschützer unseren Anspruch auf angemessene Entwicklung verhindern. Ein Beispiel: ein Dorf wollte einen besseren Diesel-Motor kaufen; nicht weil sie Air Condition brauchten, sondern um Wasser hochpumpen zu können. Dann kamen Beamte vom Umweltministerium und sagten, sie dürften den Motor nicht verwenden, er würde gegen das Kyoto-Protokoll verstossen.

Das ist die Scheinheiligkeit und der Zynismus unserer Welt. Ich befürchtete, dass auch die Umweltenzyklika Laudato Si diesen Fehler machen würde, dass sie die Ökologie für die Armen verkünden würden, damit die Reichen so weiterleben können wie bisher. Als ich Laudato Si dann las, kamen mir die Tränen, denn darin steht wirklich, dass die Armen die ersten Opfer des ökologischen und sozialen Desasters sind. Das gemeinsame Haus zu schützen, heisst dass es gerechtere Beziehungen geben muss, eine gerechtere Verteilung, dass es alle angeht, und ganz besonders die Reichen. ■

Marcial Guerra bereitet seine Pflanzenmedizin zu



# Ein Lied und eine Liane statt Skalpell und Stethoskop

Die Regenwald-Liane Ayahuasca verspricht zivilisationsmüden Westler\*innen Erkenntnis und Heilung. Die Hauptstadt des weltweiten Ayahuasca-Booms ist die peruanische Stadt Iquitos.

**Z**weimal im Jahr steigt Marcial Guerra ins Schnell- Boot nach Iquitos, nimmt dort ein Mototaxi zum Flughafen und fliegt via Lima nach München. Auf Einladung einer altersmässig und sozial bunt gemischten Gruppe hält er in verschiedenen Seminarhäusern Süddeutschlands Zeremonien, in denen er in einem abgedunkelten Raum einen selbstgebrauten Pflanzen-Trunk verabreicht, und Heilungsgesänge anstimmt, während die Teilnehmenden auf Stühlen im Kreis sitzen. Der eine oder andere wird den Raum verlassen, weil er sich übergeben muss. Nur durch Mundpropaganda kämen immer mehr Teilnehmer, sagt der Organisator, ein 57-jähriger Inhaber eines Handwerksbetriebes einer süddeutschen Kleinstadt, der auf die Heilkraft des Ayahuasca schwört: „Ich stehe nach einer solchen Zeremonie einfach anders und klarer im Leben“.

Das Geschäft mit der Pflanzen-Medizin aus dem Amazonas-Gebiet boomt weltweit. Nirgends kann man dies besser beobachten als in der Ayahuasca-Hauptstadt Iquitos in Peru.

Der 33-jährige Marcial Guerra ist beides: „Curandero“, ein Heiler, der daran glaubt, dass die Pflanzen beseelt sind und von Geistern bewohnt; und Jungunternehmer, der an die Bank seinen Kredit für sein neu erbautes Heilungszentrum in Tamshiyacu, knapp 2 Bootsstunden von Iquitos entfernt, abzahlen muss. Bretterhäuschen

mit eigenem Bad und Fliegengitter vor dem Fenster, untereinander verbunden durch hohe Holzstege, so dass man auch in der Regenzeit nicht durch den Schlamm waten muss, warten auf Gäste aus Deutschland, die die Kraft der Pflanzen des Regenwaldes an ihrem Ursprungsort erfahren wollen.

Marcial Guerra hat seine Heilkunst von seinem Vater und Grossvater gelernt, beides bekannte „Paleros“, also Fach-Heiler für Bäume, Wurzeln und Rinden. Die in Deutschland bekannte Ayahuasca-Liane ist dabei nur eine von vielen Pflanzen, mit denen sie arbeiten. Wie seine Vorfahren hat Marcial Guerra zwei Jahre als Einsiedler im Regenwald gelebt, gefastet und am eigenen Leib mit den Pflanzen experimentiert. Mindestens so wichtig wie der Pflanzen-Medizintrunk sind die begleitenden Gesänge, Icaros genannt. Mit ihnen beschwören und moderieren die Heiler die Wirkung der Pflanzen.

„Ein westlicher Arzt hat sein Stethoskop und Skalpell, wir haben unsere Gesänge“, fasst Pedro Guerra, der alte Heiler und Vater von Marcial Guerra, seine Weisheit zusammen.

## Vom Fischer zum Heiler

Es ist noch gar nicht so lange her, dass die „Curanderos“ in Iquitos einen Brot-Beruf ausüben mussten, weil ihre einheimischen Patienten ihnen zu





**Marcial Guerra baut die Heilpflanzen auf seinem Gelände an**

wenig zahlen konnten. Auch Marcial Guerra hat bis vor ein paar Jahren noch Fische auf dem Amazonas gefangen und auf dem Markt verkauft. Ein lukratives Geschäft ist der Heilerberuf erst, seit immer mehr betuchte Ausländer auf Spiritualitätssuche Ayahuasca im Regenwald mit einem einheimischen Heiler einnehmen wollen. Alleine 23 Heilzentren gäbe es inzwischen im kleinen Tamshiyacu, darunter auch viele unregistrierte Camps, sagt Marcial Guerra. Der auf das Amazonas-Gebiet spezialisierte Journalist Carlos Suárez Alvarez hat für 2016 rund 4000 Ayahuasca-Touristen in Iquitos gezählt, die rund 6 Millionen US-Dollar umgesetzt hätten. Die zuständige Tourismus-Behörde in Iquitos hat 40 Ayahuasca-Zentren registriert. Die meisten Ayahuasca-Heilzentren gehören Europäern und Nordamerikanern. Diese haben die Kontakte zur Kundschaft in ihren Herkunftsländern, erstellen professionelle Webseiten in Englisch und kassieren bis zu 2000 US-Dollar für eine Woche Ayahuasca-Kur. Die peruanischen Heiler führen dann als Angestellte die Zeremonien durch.

### **Ayahuasca als peruanisches Kulturgut**

„Die meisten Ayahuasca-Kunden kommen wegen der Selbsterkenntnis und direkter spiritueller Ersthanderfahrung oder weil sie in einer Lebenskrise stecken“, sagt Tom John Wolff, ein deutscher Psychotherapeut, der im Rahmen seiner Promotion über 60 Ayahuasca-Touristen in Peru befragt hat. „Sie kommen auch zur Ayahuasca-Kur, weil sie sich im exotischen Amazonas eine authentische Indianerweisheit erhoffen.“

Dabei steht der Wunsch, durch den Ayahuasca-Trank Visionen und farbige Bilder zu sehen,

an erster Stelle. Die wenigsten wissen, dass die halluzinogene Substanz gar nicht in der Ayahuasca-Liane, sondern im beigemengten Chacruna-Blatt steckt. Das darin enthaltene DMT kann seine Wirkung erst im Zusammenspiel mit dem Ayahuasca entfalten. In Deutschland fällt DMT unter das Betäubungsmittelgesetz.

In Peru dagegen interessiert sich kein Gesundheitsamt für Ayahuasca oder Chacruna. Die Liane gilt als schützenswertes Kulturerbe und fällt, wenn überhaupt, unter die Aufsicht des Kulturministeriums. Das heisst umgekehrt aber auch, dass jeder ein Ayahuasca-Heilzentrum eröffnen kann. Längst nicht jeder selbst ernannte Heiler in Iquitos hat die mehrjährige Lehrzeit eines Marcial Guerra hinter sich.

In den letzten Jahren sind mehrere tödliche

Zwischenfälle im Zusammenhang mit Ayahuasca bekannt geworden. Im Dezember 2015 erstach ein Kanadier einen Briten, nachdem beide Ayahuasca eingenommen hatten. Im April diesen Jahres erschoss vermutlich ein kanadischer Heiler-Lehrling seine 83-jährige indigene Lehrerin, und wurde nachher selber von der Dorfbevölkerung gelyncht.

„Da die Touristen unbedingt starke Visionen suchen, mischen einige sogenannte Heiler inzwischen auch Toé unter“, sagt der Amazonas-Spezialist Carlos Suárez. Die hochgiftige Toé blüht auch in deutschen Gärten unter dem Namen Engelsttrompete. Zudem kann die Einnahme von Ayahuasca riskant sein, wenn jemand gleichzeitig andere Drogen oder Medikamente einnimmt. Jedem "Heiler" bleibt es überlassen, wie sorgfältig er die Erstanamnese durchführt. Zwar gibt es Versuche der von Ausländern geführten Heilungs-Zentren,

### **IN PERU DAGEGEN INTERESSIERT SICH KEIN GESUNDHEITSAMT FÜR AYAHUASCA ODER CHACRUNA**

gemeinsame Sicherheitsstandards einzuführen -bisher ist der Ayahuasca Safety Council über eine Facebook-Seite nicht hinausgekommen.

So wie der Tourismus im Regenwald, boomt auch die Ayahuasca-Forschung an Universitäten weltweit. „Heutige Psychopharmaka basieren immer noch auf dem in den 1950-er Jahren entdeckten Wirkmechanismus der Substitution bestimmter Botenstoffe im Gehirn, viel neue Innovation wurde seither nicht erzielt,“ erklärt Milan Scheidegger, Psychiater und Neurowissenschaftler an der Klinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik der Universität Zürich die neue Forschungseuphorie. Es gäbe einen Wandel weg vom Ausgleich bestimmter Neurotransmitter-Defizite hin zu substanzgestützten, transformationsorientierten Therapie-Ansätzen. Scheidegger forscht seit Jahren mit den bewusstseinsweiternden Substanzen Ketamin und Psilocybin und bereitet nun eine Studie mit Ayahuasca vor. „Erste wissenschaftliche Erkenntnisse aus Brasilien zeigen, dass Ayahuasca bei Depression eine therapeutische Wirksamkeit hat“, erklärt der Forscher. Scheidegger will vor allem wissen, inwiefern das im Ayahuasca-Gemisch enthaltene DMT auch in einem westlichen kontrollierten Setting, ohne Gesänge und Zeremonie, wirkt und ob es in einer begleitenden Psychotherapie eingesetzt werden könnte. Dabei sind die Schweizer Behörden offener für die Verwendung psychedelischer Substanzen in der Forschung als die deutschen. Tom John Wolff, der deutsche Psychotherapeut, hält Ayahuasca im Rahmen einer Therapie bei bestimmten Lebenskrisen, Traumatisierungen, Süchten oder neurotischen Störungen wie Depressionen zwar auch für hilfreich. Würde er jedoch seinen Patienten die Einnahme von Ayahuasca empfehlen, wäre er seine Zulassung als deutscher Psychotherapeut los.

### **SO WIE DER TOURISMUS IM REGENWALD, BOOMT AUCH DIE AYAHUASCA- FORSCHUNG AN UNIVERSITÄTEN WELTWEIT**

Die Angst vor den deutschen Gesundheitsbehörden ist auch der Grund, warum der deutsche Arzt M.S. nicht mit Namen genannt werden will. Seit einem Monat „kurt“ M.S. im Camp von Marcial Guerra. Zweimal am Tag bekommt er je eine gekochte Banane und einen gekochten Fisch zu essen; Handy, Elektronik sind stark eingeschränkt, die Verwendung chemischer Substanzen oder Berührungen mit anderen Menschen sind streng verboten. Der Tag beginnt mit dem Sonnenaufgang und endet, wenn sich um 18 Uhr das Dunkel des Regenwaldes über das Camp legt. Elektrisches Licht gib es nicht. Jeden Morgen bringt ihm Marcial Guerra seine "Medizin", aus Ayahuasca und anderen Pflanzen zusammengebraut, die M.S. die verschiedensten Empfindungen bereiten: "Zuerst habe ich eine Woche nur erbrochen, dann bekam ich eine Pflanze, die Taubheitsgefühle an den Händen auslösten und sehr lebhaft Träume", beschreibt er seine Selbsterkundungsreise. Einen weiteren Monat wird er in Tamshiyacu bleiben, bis er in einer deutschen Kleinstadt wieder Patienten mit Rückenschmerzen, Grippe oder Migräne behandeln wird. Ob er jemals daran gedacht habe, als Einsiedler in ein deutsches Kloster zu gehen oder eine der vielen

Fastentherapien, die in Deutschland angeboten werden, zu machen? M.S. wird nachdenklich. Die mystische Tradition des Christentums sei ja spätestens mit der Hexenverbrennung ausgerottet worden. Und damit auch das Wissen um Heil- und Rauschpflanzen, meint er schliesslich.

Und deswegen wird Marcial Guerra bald wieder seine Koffer packen. Bald steht seine nächste Tour in Deutschland und der Schweiz an. Auf die Frage, was die Deutschen eigentlich in der fernen Amazonas-Medizin suchen, antwortet der alte Heiler Pedro Guerra: „Jeder sucht jemanden, der ihm hilft, glücklich zu sein.“ ■



Dominika Szkatula



# „Ich habe einfach die Kraft, das zu tun“

Im peruanischen Regenwald ist das fromme polnische Mädchen Dominika Szkatula zur feministischen Rebellin innerhalb ihrer Kirche geworden.

**W**enn jemand das apostolische Vikariat „San José de Amazonas“, 150 000 km<sup>2</sup> gross, bewohnt von 150 000 Menschen, davon 25% Angehörige neun verschiedener indigener Völker, wie ihre Westentasche kennt, dann ist das ohne Zweifel Dominika Szkatula. Seit nunmehr 37 Jahren ist die gebürtige Polin mit Boot und zu Fuß in ihrem Vikariat unterwegs.

Aber die heute 61-jährige Dominika Szkatula ist viel mehr als eine langjährige engagierte Laienmissionarin. Dominika ist innerhalb der katholischen Kirche eine mehrfache Pionierin: mit 24 Jahren wurde sie Laienmissionarin, zu einer Zeit, in der man in ihrem heimatlichen Polen noch Nonne werden musste, um in die Mission zu gehen. Später hatte sie 11 Jahre lang die Stelle einer Pastoralvikarin inne, ein Amt, das normalerweise Priestern vorbehalten ist, aber sicher keiner Laienfrau. Seit vier Jahren lebt sie eine neue interkulturelle Herausforderung, als Gemeindegastgeberin in einem nur von Indigenen bewohnten sehr abgelegenen Dorf.

„Die ersten Jahre im Dorf Tamshiyacu, bin ich einfach mitgelaufen, habe mit den Menschen geredet, sie bei ihrer Arbeit begleitet. Das war die beste Inkulturation“, erinnert sich die große schlanke Frau mit den blonden Locken und dem spitzbübischen Lächeln. Die nächsten Jahre verbrachte sie im Ort San Pablo - ein in ganz Peru bekannter Ort als Dorf mit dem Leprakrankenhaus. Ja, auch der Ort, an dem ein junger Arzt namens Che Guevara auf seiner Motorradtour Halt machte; der Ort, an dem der Vater des ehemaligen Präsidenten, der polnisch-deutsche Arzt Maxim Kuczynski, arbeitete und forschte. Dominika Szkatula war viele Jahre später dort, aber es war immer noch ein sehr randständiger Ort.

„Es hat mich damals sehr erschüttert, zu erleben, wie isoliert viele Leprakranke immer noch sind, und vor allem, wieviele von ihnen glauben, dass ihre Krankheit eine Strafe Gottes sei“, erzählt Dominika.

Später bat der Bischof von San José de Amazonas Dominika, die Koordination der Pastoral zu übernehmen. „Zuerst gab es Widerstand von einigen Priestern, aber das legte sich schnell, als ich sie besuchte.“ Dominikas Hauptaufgabe war es, die auf 150 000 km<sup>2</sup> verstreuten 60 Mitarbeitenden -Priester, Ordensfrauen und Laien- des Vikariates zumindest einmal im Jahr zu besuchen, und so die Verbindung zum Vikariat sicherzustellen.

Die Wege im Regenwald sind so weit, dass sich sonst alle Mitarbeitenden nur einmal pro Jahr zur Versammlung treffen. 11 Jahre lang besuchte Dominika die Gemeinden ihres Vikariates flussauf, flussab. Bis ein neuer Bischof meinte, diese Arbeit müsse ein Priester machen, und Dominika nach Angoteros versetzte.

Andere würden Angoteros vielleicht als Strafe empfinden vier bis fünf Tage ist man bis dahin von der Hauptstadt Iquitos aus mit dem Boot unterwegs. „Ich lebe hier sehr einfach, machmal zusammen mit Ratten“, lacht sie. Als Opfer empfindet sie es nicht. „Ich lebe hier, weil ich es kann, weil ich die Kraft dazu habe.“

Für Dominika ist Angoteros eine neue Lehrzeit in

Sachen Inkulturation. Denn in Angoteros gehören alle Bewohner entweder dem indigenen Stamm der Kichwa oder der Secoya an, die ihre eigene Kosmvision und Religion, neben der christlichen, leben. „Die Menschen hier haben eigene Riten für den Lebensbeginn oder für die Heirat - da ist es eigentlich Unsinn, dass wir noch die katholische Taufe oder die katholische Hochzeit draufsetzen.“ Wir brauchen Eure Sakramente nicht - das haben die Vertreter indigener Völker auch

in Vorbereitung der Amazonas-Synode erklärt. Was sie dagegen bei der Kirche suchen, sind Beistand und Verbündete bei der Verteidigung ihres Lebensraumes Wald.

„Gott stört sich nicht daran, dass es im Regenwald zwei Religionen gibt, die indigene und die christliche. Das ist unser Problem“, sagt Dominika Szkatula bestimmt. Ebenso schwierig ist für die Indigenen der Zugang zum zölibatären Priesteramt. „Die Indigenen-Vertreter sagten uns, dass sich ihre Priester nicht der Kirche unterordnen sollen.“ Und warum sollen bei der Eucharistie nicht Tabak, Kokablätter und Ayahuasca statt Wein und Brot geweiht werden?

Im Oktober 2019 fand im Vatikan die Amazonas-Synode statt. Dort ging es auch um die Rolle der Frauen in der Kirche Amazoniens. „Hier muss sich unbedingt etwas ändern“, sagt Dominika Szkatula. „Wir Frauen leiten doch bereits Gemeinden, wir haben direkten Kontakt mit den Menschen.“ Ein wenig sei sie auch müde geworden am Machismus der katholischen Kirche, davon, wie die Kirche die Arbeit der Frauen für sich ausnütze. Es fehle noch so viel auf dem Weg zur Gleichberechtigung. Und dennoch ist ihr klar: „Mein Lebensgrund ist hier in der Kirche und im Regenwald.“ ■

**„ICH LEBE HIER SEHR EINFACH, MACHMAL ZUSAMMEN MIT RATTEN“, LACHT SIE. ALS OPFER EMPFINDET SIE ES NICHT.**



# Paranüsse: das andere Gold

Madre de Dios ist weltweit für seine Paranüsse bekannt.

Jedes Jahr, wenn Weihnachten vorbei ist und es in Madre de Dios wie aus Kübeln schüttet, packt Don Manuel Arguedas seine Gummistiefel, Regenjacke, Machete, Lebensmittel und Seife für zwei Monate in sein Boot und verabschiedet sich von seiner Frau, seinen 7 Kindern und unzähligen Enkelkindern. Dann fährt er stundenlang den Fluss Madre de Dios hinunter und danach in den Nationalpark Tambopata hinein. Mitten im Wald schlägt er dann sein Zelt auf und wartet, dass ihm das Glück vor die Füße fällt.

Sein Glück, das sind kokosnuss-grosse braune Früchte, die vom Baum fallen und wie eine russische Babuscchka sind. Wenn er sie mit der Machete aufschlägt, findet er darin neue kleinere Nüsse mit einer festen Schale. Manuel Arguedas, 73 Jahre alt, lebt seit seiner Jugend davon, dass er in den Wald geht und Paranüsse sammelt. Früher hat er dies als Arbeiter für grosse Firmen getan. Heute besitzt er eine eigene Konzession im Nationalpark Tambopata. Das heißt, der Wald gehört ihm nicht, aber hat die Erlaubnis, drei Monate im Jahr ihn zu betreten und die herabgefallenen Paranüsse aufzusammeln und zu verkaufen.

Das Department Madre de Dios ist heute vor allem berüchtigt weil es Goldschürfer aus ganz Peru anzieht, die den Regenwald zerstören und die Gewässer mit Quecksilber und Schweröl verschmutzen. Hinter dem schädlichen Gold-Fieber jedoch versteckt eine

grundlegende Frage: wie kann man im Regenwald leben und Geld verdienen, ohne den Regenwald und die Umwelt zu zerstören? Denn die Bewohner Amazoniens wollen ebenso wie ihre Mitbürger in den fernen Küstenstädten ein menschenwürdiges Leben mit einigen Errungenschaften der Moderne: Bildung, Gesundheit, Mobilität, Abwechslung. Und dafür muss man Geld verdienen.

Bis heute sieht ein Teil der peruanischen Gesellschaft den Regenwald vor allem als unerschöpfliche Kammer an natürlichen Ressourcen, die man ausbeuten muss. Alles andere wäre Ressourcenverschwendung. Genau diese Haltung hat zuerst zum Kautschukfieber, dann zum Goldfieber, Soja- und Palmölfieber geführt.

Dabei war gerade Madre de Dios lange vor dem Goldfieber für seine Paranüsse bekannt. Im Gegensatz zum Goldabbau, und auch im Gegensatz zur schädlichen Weidewirtschaft, sind Paranüsse die nachhaltigste Art, aus dem Amazonas-Wald Gewinn zu machen. Sie sind ein Geschenk der Selva, das man nicht ausbeuten oder erzwingen muss. Die Paranuss-Bäume werden hunderte von Jahren alt, bis zu 60 Meter hoch und werfen, ohne jedes menschliche Zutun, in der Regenzeit hunderte von Paranuss-Kapseln ab. Der Mensch muss sie nur aufheben und aufschlagen.

Paranuss-Bäume wachsen im gesamten amazonischen Regenwald, aber erstaunlicherweise nur im Grenzgebiet

Brasilien – Bolivien – Peru, dort wo Madre de Dios liegt, in so hoher Dichte, dass sich eine kommerzielle Ausbeute lohnt.

30 000 – 40 000 Soles Ertrag, sagt Manuel Arguedas, habe er so mit der Ernte eines Jahres. Also rund umgerechnet 10 000 Euro. Nicht übermässig viel, aber in Madre de Dios kann man davon leben.

Bis die Paranüsse auf dem Markt landen, müssen sie einen langen Prozess des Trocknens und Aufbereitens durchlaufen. Manuel Arguedas ist einer der 33 Genossenschafter der „Asociación de Castañeros de la Reserva de Tambopata Los Pioneros“ oder kurz ASCART. ASCART betreibt eine Schäl-, Trocknungs- und Verarbeitungsanlage in Puerto Maldonado. Schon wenn man das Terrain betritt, übertönt ein Clack-clack das ganze Terrain. In einem grossen Saal sitzen an die dreißig Frauen vor einer Art Nussknacker und öffnen die Paranüsse, damit sie nachher weiterverarbeitet werden können. Am Ende eines komplizierten Trocknungs- und Befeuchtungsprozesses liegt die geschälte und trockene Paranuss, fertig für den Export. ASCART ist öko-zertifiziert und exportiert vor allem nach Italien.

Der grosse Abnehmer der letzten Jahre für Paranüsse aus Madre de Dios ist jedoch Südkorea, wo der Verbrauch der Paranuss wegen ihres gut aufnehmbaren Selen-Gehalts besonders gefördert wird.

Im Zuge der internationalen Marketing-Kampagne

für Superfoods erfährt auch die Paranuss eine erhöhte Nachfrage. „Nur mit Sammeln der Paranüsse, die von den Bäumen auf natürlich Art abgeworfen werden, können wir die Nachfrage nicht decken“, sagt Ronal Corvera vom Peruanischen Amazonas-Institut IAAP. Das IAAP experimentiert deswegen seit einiger Zeit mit dem Plantagenanbau von Paranuss-Bäumen. „In nachhaltiger Agroforst-Wirtschaft, so dass auch andere Bäume und Sträucher angebaut werden können“, betont Corvera. In Brasilien und dem benachbarten Bolivien sind Paranuss-Plantagen bereits gang und gäbe.

Don Manuel Arguedas Söhne gehen nicht mehr mit ihm in den Wald. Das mehrmonatige Campen abseits der Stadt empfinden sie als zu beschwerlich. Viele der Paranuss-Sammler sind deshalb fortgeschrittenen Alters.

Aber es gibt auch eine junge Generation von Paranuss-Sammlern, die zwischen Stadt und dem Regenwald pendeln, der Slowfood- und Umweltbewegung angehören. So wie Sofia Rubio, die von ihrer Mutter die Paranuss-Konzession übernommen hat und

ihr Produkt neuartig verarbeitet ([www.shiwi.pe](http://www.shiwi.pe)). Auf dem Biomarkt in Lima verkauft sie gewürzte Paranuss-Blättchen und jeden März lädt sie ein zur „Paranuss-Route“. Interessierte können dann mit ihr in den Wald gehen, dort mehrere Tage übernachten und ebenso, wie Don Manuel, darauf warten, dass ihnen ihr Essen vor die Füsse fällt. ■

### **IN BRASILIEN UND DEM BENACHBARTEN BOLIVIEN SIND PARANUSS- PLANTAGEN BEREITS GANG UND GÄBE.**



**Manuel Arguedas hat dank der Paranüsse seit Jahrzehnten ein Auskommen.**

**Redina Lopes und ihr Mann  
Ezequiel säubern ihr Netz**



## Zum Fischen an den Azupizu

Was einem Holländer das Fahrradfahren, ist für einen Amazonas-Bewohner das Fischen: man findet dort niemanden, der nicht fischen kann. Doch Rodung der Ufervegetation und Überfischung reduzieren die Bestände. Lokale Fischerei-Komitees haben erreicht, dass es im Fluss Azupizu wieder mehr Fische gibt.

**A**uch der Nebenfluss Azupizu mitten im peruanischen Zentralen Regenwald (Provinz Pasco) hat seine Loreley. Sie heißt Pascuala, und die Legende will, dass ein Fischer auf einem Stein eine sich kämmende Frau erkannte. Da sie seiner geliebten, im Fluss ertrunkenen, Gattin, eben jener Pascuala, zum Verwechseln ähnlich sah, näherte er sich der Figur. Der Fischer verschwand und ward nie mehr gesehen.

Puerto Pascuala heißt deswegen das Ashaninka-Dorf am Fluss Azupizu, einem Zufluss des Pichis, und die Fischer machen bis heute einen weiten Weg um die berühmte Stelle. Wir befinden uns in der geographischen Mitte Perus. Wenn man auf einer Landkarte mit dem Finger auf Perus Mitte zeigen würde, dann würde man ungefähr in Puerto Pascuala herauskommen. Nämlich im Departament Pasco, Provinz Oxapampa, Distrikt Puerto Bermudez. Kaum ein Peruaner kennt diese Orte in Zentralperu, obwohl Puerto Bermudez in einer abenteuerlichen 16-stündigen Busfahrt von der Hauptstadt Lima zu erreichen ist. Um nach Puerto Pascuala zu gelangen, muss man von Puerto Bermudez nochmals 2 Stunden mit dem Boot

weiterfahren. An jenem Sonntag ist der Pichis-Fluss gut befahren. Aus allen Dörfern kommen die Familien vom oder fahren zum Markt nach Puerto Bermudez. Vor dem Regen schützen sich die meisten mit Plastikplanen, die sie sich über den Kopf stülpen. Und immer wieder treffen wir auf dem Fluss Fischer, die ihre Netze auswerfen oder einbringen.

In Puerto Pascuala wohnt Oswaldo Campos. Der 45-jährige vom Volk der Ashaninka trägt eine Schilmütze, eine beige Trapper-Weste mit der Aufschrift „Komitee zum Schutz der Fischerei auf dem Pichis-Fluss“ und ein breites Lachen auf dem wettergegerbten Gesicht. Sein Haus ist, wie in der Selva üblich, aus Holz, und der zentrale überdachte Wohn- und Essraum ist nach zwei Seiten offen. Neben einem grossen Holztisch, und zwei Hängematten, steht an der einzigen Holzwand ein Flachbildschirm und ein Lautsprecher. Darunter hat sich eine brütende Henne verirrt.

In Puerto Pascuala wohnen rund 90 Menschen, 26 Familien. Sie bilden eine „comunidad nativa“, gehören dem Volk der Ashaninka an. Alle bebauen ein Stück Land, in Puerto Pascuala vor allem Kakao

und Anottosamen, die unter anderem den Farbstoff für Lippenstifte liefern. Was hier –wie in der ganzen Gegend– womöglich auch angebaut wird (und worüber niemand offen spricht), ist Koka für die illegale Kokainherstellung. Kakao- und Aniottoanbbau wird dagegen von der staatlichen Anti-Koka-Behörde Devida gefördert.

Wenn die Arbeit auf dem Feld zu Ende ist, gehen viele Bewohner von Puerto Pascuala auf Fischfang. Einige mehr denn andere. „Ich gehe fast jeden Abend um 17 Uhr und komme erst um 3 Uhr früh zurück“, sagt Oswaldo Campos. Seinen Fang teilt er anschliessend mit anderen Dorfbewohnern. In den Flüssen des Regenwaldes leben vor allem Wanderfische, die zur Art der Welse gehören („bagres“) und Schuppenfische. Einige von ihnen durchwandern in ihrem Leben das gesamte Amazonas-Becken von den Zuflüssen zum Amazonas in den Anden bis zur seiner Mündung in den Atlantik. Zum Laichen schwimmen sie in der Trockenzeit, gegen die Strom, wieder Richtung Anden. Am besten fängt man die Fische in den sogenannten „Pozas“, vertieften Flussausbuchtungen. Jede „Poza“ hat seine „Encantada“, seine verwunschene Tiefe. In der Mythologie der Amazonas-Bewohner sind sie heilige Stätten, denn dort wohnt die Anaconda, die Urmutter allen Lebens. „Ich habe die Anaconda selber gesehen, sie existiert“, sagt Oswaldo Campos. „Wenn die Anaconda die poza verlässt, dann trocknet diese aus.“

Besonders gefährdet sind die „pozas“, wenn die

Flussufervegetation gerodet wird, um beispielsweise Felder anzulegen. „Bis 2011 hat sich niemand darum gekümmert“, sagt Oswaldo Campos. Es waren immer weniger Fische im Fluss. Bis die Region das Fischen mit Dynamit verbot, und das Produktions- und Fischereiministerium Produce, mit Hilfe der NGO

Instituto del Bien Comun, die Komitees zum Schutz der Fischerei ins Leben gerufen haben und mit ihnen auch die Ufervegetation wieder aufgebaut haben.

Aber die Rodung der Ufer war nicht das einzige Risiko für die Fische.

### **Mit Dynamit auf Fischfang**

Als William Vela die toten Fische auf dem Fluss schwimmen sah, wusste er, dass wieder Wilderer gekommen waren und mit Dynamit bis zu 50 Fische auf einmal getötet haben. Bis zum Verbot und der Einrichtung der Fischereischutzkomitees kam dies häufig vor. Das Dynamit tötet aber nicht nur die Fische, sondern lässt auch die Fischgründe, die „pozas“ zusammenbrechen. Und wenn nicht mit Dynamit, dann wurde das Gift „Barbasco“ oder grössere Netze als üblich eingesetzt, welche bis zum Flussgrund reichten. Die Konsequenzen liessen nicht auf sich warten. „Es waren immer weniger Fische in unseren Gewässern“, erzählt der 39-jährige William Vela. Er wohnt mit seiner Frau und seinen fünf Kindern im Dorf Santa Isidora, direkt am Fluss Azupizu. Seit kurzem ist William Vela auch Grossvater. Auf einer Matratze im offenen

## **„WENN ICH GENUG HABE VON MAIS UND YUCA, DANN GEHE ICH IN DEN WALD JAGEN ODER EBEN FISCHEN“**



Oswaldo Campos



William Vela gibt seinen Fischfang in die App Ictio ein (oben) und danach per Hand in ein Verzeichnis (unten).

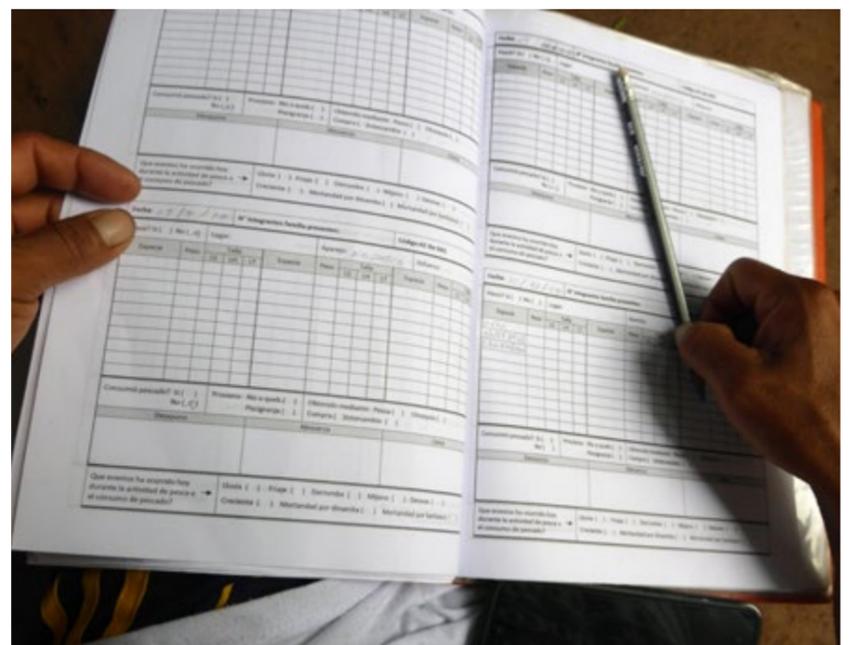
Hauptgebäude liegt die kleine Enkelin Angelie an der Brust der ältesten Tochter. Fischen ist Teil seines Lebens, seit er als kleiner Junge mit der Reuse Fische für seine Grossmutter gefangen hat. „Sie mochte keinen Reis, aß nur Fisch und Yucca“, erinnert sich William.

### Wieder mehr Fische

Auch William Vela ist aktiv im Fischereischutz-Komitee seines Dorfes. Seine Hauptaufgabe ist es, wildernde Fischer zu vertreiben bzw. zu melden. Dabei musste er das eine oder andere Mal zu einer List greifen. „Einmal sagte ich, dass eine Regenmess-Latte des Wetterdienstes eine Kamera habe, die die Wilderer filme. Die Wilderer haben daraufhin das Weite gesucht.“

Seit 2013 existieren die Komitees, die vom Staat und der NGO „Instituto del Bien Comun“ unterstützt werden. Seit wenigen Jahren zeigt die langjährige Arbeit Früchte: die Fischpopulation nimmt wieder zu. William Vela ist sowohl Feldbauer, Jäger und Fischer. „Wenn ich genug habe von Mais und Yuca, dann gehe ich in den Wald jagen oder eben fischen“, lacht der 39-jährige mit dem Schnurrbärtchen. Alle ein bis zwei Wochen würde er nachts zum Fischen rausfahren.

Wenn er dann zurückkommt mit seinem Fang, holt er ein dickes Buch von der Holzempore, auf der sich das Familienleben abspielt. Gewissenhaft registriert er dort die Fischart, Größe, Gewicht und wo er ihn gefunden hat. Dann holt er ein Handy hervor und ruft die App „Ictio“ auf und gibt die Daten dort nochmal ein. William Vela macht ebenso wie Oswaldo Campos mit bei einem Projekt, welches das Instituto del Bien Comun unter Leitung der Wildlife Conservation Society



durchführt: so wie William und Oswaldo geben rund 200 Fischer im gesamten Amazonas-Becken die Daten über die von ihnen gefangenen Fische in die App ein. Internet hat es in Santa Isidora nicht. Erst im Büro vom Instituto del Bien Comun in Puerto Bermudez können die Daten übertragen werden. Bürgerwissenschaft für den Amazonas nennt sich das Projekt. „Ich möchte, dass unsere Fische geschützt werden, deswegen mache ich beim Projekt mit“, sagt William Vela.

### Eine langwierige Arbeit

Auch Redina Lopes im Dorf Santa Marta ist Teil des Projektes und tippt ins Handy ein, welchen Fisch sie gefangen hat, wie gross und wie schwer er war. „Seit 5 Jahren mache ich im Komitee mit“, sagt die 32-jährige

Mutter von drei Kindern. Wie auch ihr Mann Ezequiel hat sie als Kind fischen gelernt, Ezequiel sogar noch mit einer Harpune. „Alle Familien im Dorf machen im Fischerei-Schutzkomitee mit“, sagt Redina. Zweimal hätten sie Fischwilderer vertrieben, seither würden sich diese nicht mehr blicken lassen.

Seit einer halben Stunde schon puhlt Redina Steinchen, Äste, Laub und sonstiges Gezweig aus den Maschen ihre Fischernetzes, die sich dort beim letzten Fang verfangen haben. Eine langwierige Arbeit. Gut eine Stunde brauche sie, so Redina, um ein Netz nach dem Fischen so zu säubern, dass sie es wieder verwenden kann.

Dies ist mit ein Grund, warum die Menschen am Azupizu heute zwar wieder mehr Fisch haben, aber nicht unbedingt mehr fischen gehen. „Die Menschen an den Flüssen essen heute mehr Hühner, weil sie mehr Ackerbau betreiben, aber auch einfach, weil das Fischen

sehr viel mühsamer ist,“ sagt Eduardo Castro, der bei der ONG „Instituto del Bien Común“ für das Projekt ProPachitea zuständig ist. Das heißt, um einen Fisch zu essen, muss jemand des nachts rausfahren, stundenlang auf dem Fluss bleiben und hernach erst noch die Netze wieder säubern. Ein Huhn zu züchten ist dagegen sehr viel weniger aufwändig. Und noch rentabler ist es, Koka anzubauen, und mit dem Erlös daraus ein Huhn zu kaufen.

Mariana Varese, die bei der Wildlife Conservation Society WCS das Gesamtprojekt „Bürgerwissenschaft für den Amazonas“ betreut, meint dagegen, dass es von der Region abhängt, wieviel Fisch die Menschen noch essen. Wie so oft in Peru, liegen wenige verlässliche Daten vor, wie hier zum Fischverzehr in Loreto. In Loreto, so Varese, würde jede Person pro Jahr 33,3 kg Fisch konsumieren. ■

## Bürgerwissenschaft – kann das auch am Amazonas funktionieren?

Als das Vogelkundler-Laboratorium der Cornell-Universität in den USA vor 17 Jahren ein Programm zur Erfassung von Vogeldaten entwickelte, wussten sie nicht, wie beliebt diese E-bird-Applikation ein paar Jahre später werden würde. Mit der Entwicklung des Smartphones wurde das Programm in 27 Sprachen übersetzt und wird heute weltweit von Hobby-Vogelbeobachtern benutzt, um die Daten beobachteter Vögel einzugeben. In Cornell werden die Daten dann ausgewertet und über die Cloud wieder an die Community zurückgegeben. Über 40 Millionen solcher Einträge (checklists) vermeldet e-bird weltweit bis heute.

E-bird ist ein Flugschiff der neuen Bewegung der „Citizen Science“ oder Bürgerwissenschaft, bei der Laien ehrenamtlich Daten für die Wissenschaft sammeln und sich so mit dem Wissenschaftler-Flair schmücken.

E-Bird war das Vorbild für Wildlife Conservation Society –eine Ausgründung des Zoos von New York– als sie das Projekt „Bürgerwissenschaft für den Amazonas“ ins Leben riefen. In Anlehnung an E-bird entwickelte das Cornell Lab of Ornithology eine App für Fischer: Ictio. Damit sollen nun Fischer im gesamten Amazonas-Becken von Peru bis Brasilien Daten erfassen über die Fische, die sie fangen. Letztendlich soll das Projekt Aufschluss geben über die Art, Menge und die Migrationsbewegungen von 21 Fischarten im Amazonas. Die gesammelten Daten werden, wie bei E-bird, in Cornell ausgewertet und als frei verfügbare Daten nachher ins Internet gestellt.

Die NGO Instituto del Bien Común, die seit vielen Jahren im zentralperuanischen Regenwald arbeitet, ist ein lokaler Partner in Peru für dieses Wissenschaftler-Netzwerk. Die von uns besuchten Fischer Osvaldo Campos, William Vela und Redina Lopes machen als ehrenamtliche Bürgerwissenschaftler im Projekt mit, in dem sie die Daten liefern.

Aber funktioniert das im Amazonas-Gebiet? Aufgefallen ist, dass die befragten Fischer nicht recht wussten, wofür sie die Daten sammeln. Edgardo Castro vom IBC bestätigt diesen Eindruck „Die Fischer haben keinen direkten Nutzen von ihrer Datensammlung. Aber sie tragen bei zu frei

verfügbaren Daten, die später beispielsweise für neue Richtlinien in der regionalen Fischereipolitik benutzt werden können.“

Eine Frage, die immer wieder auftaucht: sollten die Fischer für ihre Arbeit als Hilfswissenschaftler bezahlt werden? Diese Forderung wird immer wieder von Fischern laut, sagt Mariana Varese vom WCS. Bisher sei in einer Probephase klar, dass alle ehrenamtlich mitmachen, aber für ein mögliches Folgeprojekt müsste die Frage neu diskutiert werden. „Wir haben die App aber auch so einfach gehalten, dass es wirklich nicht viel Aufwand ist, die Daten einzugeben“, verteidigt Varese ihr Projekt.

Bisher scheint sich keiner der Beteiligten Gedanken gemacht zu haben, ob eine Bürgerwissenschaft nach westlichem Vorbild auf die komplexe peruanische Gesellschaft übertragbar ist. Denn der Begriff „Bürgerwissenschaft“ setzt ja voraus, dass es Bürger mit gleichen Rechten und Pflichten gibt. Dass dies in Peru immer noch nicht der Fall ist, hat der Bericht der Wahrheitskommission 2004 ganz offiziell bestätigt. Auf dem Papier mögen zwar alle Peruaner gleich sein, aber in Wirklichkeit gibt es Peruaner erster und zweiter Klasse. Die indigenen Bewohner und Fischer des Amazonas-Beckens gehören dabei ganz klar zu den Bürgern zweiter Klasse: sie kommen kaum in den Genuss funktionierender staatlicher Einrichtungen, haben keine Erwerbsmöglichkeiten; wenn sie in die Stadt gehen, werden sie wegen ihrer Hautfarbe oder Sprache diskriminiert. Können sich diese Menschen mehr als Bürger fühlen, wenn sie ehrenamtlich Daten für westliche (nicht einmal peruanische) Universitäten sammeln? Oder fördern sie damit nur ein postkoloniales Muster, das die von nordamerikanischen und europäischen Universitäten dominierte Wissenschaft bis heute prägt?

Und wäre es nicht notwendiger, angesichts der bestehenden wirtschaftlichen Prekarität, die indigenen Hilfswissenschaftler für ihre Tätigkeit zu bezahlen? Mariana Varese nickt nachdenklich. Die Fragen hat sie sich auch schon gestellt. Aber im Kreis der Naturwissenschaftler steht das Hinterfragen der eigenen Rahmenbedingungen im Lichte des Postkolonialismus, ganz am Anfang. ■



## Impressum

Herausgeberin: Informationsstelle Peru e.V.  
Kronenstr. 16HH, 79100 Freiburg  
Tel. 0761 7070840  
info@infostelle-peru.de  
www.infostelle-peru.de

Freiburg, Februar 2020

## Texte und Redaktion

Hildegard Willer

## Fotos

Hildegard Willer: Seiten 4-8, 14, 16-18, 20,  
22-25, 28-32

Barbara Fraser: Seiten 1 und 34

Caritas/Adriana Peralta: Seiten 11-13

Bea Prusinowska: Seite 26

Presidencia del Perú: Seite 19 (CC BY-NC-SA 2.0)

Andina /Jhony Laurente: Seite 9

## Layout

Víctor Manríquez Álvarez



Informationsstelle Peru e.V.



@infostelleperu



[www.infostelle-peru.de/web/](http://www.infostelle-peru.de/web/)

Mit finanzieller Unterstützung  
von Caritas International,  
Referat Weltkirche der  
Erzdiözese Freiburg und Brot  
für die Welt.



Gefördert durch:

**Brot**  
für die Welt

mit Mitteln des  
Kirchlichen  
Entwicklungsdienstes